Band 961 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Band 961 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 16
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275

00961

4 391914 202205



Der Fluch des Kobolds

John Sinclair Nr. 961

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 03.12.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Der Fluch des Kobolds

Suko war gelähmt! Von einem Augenblick zum anderen. In seinem Innern jedoch sah es anders aus. Da kreiste ein Strom vom Kopf bis zu den Füßen. Suko hielt die Augen offen und sah den Audi, dessen Tür er hatte öffnen wollen.

Dabei hatte ihn das grüne Licht erwischte! Die Flammen einer fremden Magie, der Suko nichts entgegenzusetzen vermochte. Die normale Welt um ihn herum zog sich zurück. Suko sah den Boden nicht mehr. Auch der weit unten fließende Bach löste sich allmählich auf, und mein Freund spürte einen eisigen Luftstrom im Gesicht. Suko wollte noch schreien und mich um Hilfe rufen, selbst das gelang ihn nicht mehr. Die andere Kraft war stärker, viel stärker, und sie riß Suko mit sich. So verschwand der Inspektor aus der normalen Welt, als hätte es ihn nie zuvor gegeben…

Um eine Sekunde, eine Stunde oder einen Tag später wie aus einem kurzen oder zeitlosen Schlaf zu erwachen, wobei er feststellen mußte, daß er noch immer den Türgriff des Fahrzeugs umklammert hielt und jetzt die Tür auch aufziehen konnte.

Das passierte zu schnell. Suko hatte damit nicht gerechnet. Er taumelte nach hinten, konnte sich aber fangen und schüttelte den Kopf. Er ließ den Griff los. Dafür preßte er die Hände gegen seine Stirn und holte tief Luft.

Luft?

Ja, das schon, aber es war eine andere Luft als die, die er kannte.

Natürlich konnte er atmen, doch sie roch ungewöhnlich nach Medizin.

Etwas stimmte nicht. Da war sogar eine ganze Menge faul.

Der Inspektor ging zurück. Unter seinen Füßen spürte er einen gewissen Druck, und als er nach unten schaute, sah er das grüne Gras knöchelhoch wachsen.

»Sonderbar«, murmelte er. »Da ist einiges aus dem Ruder geraten.« Er erinnerte sich daran, daß dieses Gras längst nicht die sommerliche Frische erreicht hatte. Er und John hatten noch auf der Fahrt zur Hütte darüber gesprochen, daß der Frühhng wohl nie kommen würde, um die Natur wieder zu erwecken. Aber jetzt war es geschehen. Suko brauchte nur nach vorn zu schauen, um zu beobachten, wie sich der hellgrüne Teppich ausbreitete.

Ihm fiel die Hütte wieder ein. Sie war das Ziel gewesen, und Suko wollte sie auch sehen. Deshalb drehte er sich um -und blieb wie festgeleimt stehen. Alles an ihm erstarrte. Er kam plötzlich mit sich und vor allen Dingen mit seiner Umwelt nicht zurecht, denn dort, wo er die Hütte und somit das Versteck der vier Tarling-Brüder hätte sehen müssen, war nichts mehr zu erkennen.

Das heißt, er sah schon etwas. Einen leichten Hügel, der mit dichtem Wald bedeckt war. Die Bäume bildeten an der Kuppe so etwas wie eine dunkle Grenze, und sie wuchsen in die Weite dieses fremden Landes hinein.

Über den letzten Begriff stolperte Suko gedanklich. Ein fremdes Land.

Ja, es war ein fremdes Land. Es war nicht mehr die Umgebung, in der sich sein Freund John Sinclair und er aufgehalten hatten. Allmählich wurde dem Inspektor auch klar, was da passiert war. Er hatte es nicht vermeiden können, in einen Kreislauf fremder Magie hineinzugeraten.

Suko war nicht stark genug gewesen, um sich dagegen wehren zu können. Jetzt steckte er fest. Jetzt stand er allein, verlassen, und sein Freund John war weit weg. So weit, daß die Distanz in Kilometern nicht zu messen war, denn solche Dimensionen konnten rechnerisch nicht erfaßt werden.

Suko hatte sich rasch damit abgefunden, eine Dimensionsreise hinter

sich zu haben. Er war von Natur aus Optimist, und zudem war es ihm bei anderen Dimensionsreisen schon schlechter ergangen. Wenn er sich umschaute, hatte diese Umgebung durchaus etwas Irdisches Suko sah Hügel, er sah Wälder und das grüne Gras, das unter seinen Füßen wie ein weicher Teppich wuchs. Die Umgebung sah aus wie ein kleines Paradies, aber Suko wußte auch, wie trügerisch ein Paradies sein konnte.

Gerade Aibon war dafür bekannt, daß es Überraschungen barg, die gewisse Dinge schlagartig verändern konnten. Da war es möglich, daß sich das Paradies in eine Hölle verwandelte und keine Rücksicht auf Menschenleben nahm.

Nachdem Suko seine ersten Bedenken überwunden hatte, mußte er sogar lächeln, als er vor sich den Audi sah, den er aus seiner Welt mit in diese genommen hatte. Nur würde er mit dem Fahrzeug hier nicht viel anfangen können. Es gab keine Straßen und keine Städte, nur Natur, und die wiederum war nicht tot, sondern von Lebewesen bewohnt, die wir Menschen nur aus Geschichten und Märchen kannten. Oder aus den Komödien des großen Dichters Shakespeare, der wohl ebenfalls einen Blick in diese Welt hatte hineinwerfen können und sie auf seine Weise beschrieben hatte.

Der Himmel über Aibon zeigte eine seltsame Farbe. Als Suko den Kopf hob, ertappte er sich bei dem Gedanken, ob es wohl auch Gestirne geben würde. Noch waren sie nicht zu sehen, denn die Dunkelheit hatte diese Welt nicht erreicht.

Der Himmel war nicht dunkel. Er lag wie gestrichen weit über seinem Kopf, und die Farbe lag zwischen einem hellen Blau und einem satten Grün, so daß Suko sie als Türkis bezeichnen konnte. Angst verspürte er nicht. Allerdings eine gewisse Neugierde auf diese Welt, obwohl er sie nicht zum erstenmal sah. Aber was kannte er schon vom Paradies der Druiden?

Viel zu wenig. Er wußte wohl, daß Aibon in zwei Hälften gespalten war.

In einer, der wunderbaren, befand er sich, denn die zweite sah anders aus. Sie war trostlos. Sie glich einer toten Steinwüste. In diesem trostlosen Teil Aibons herrschte der Druidenmagier Guywano. Er war in diese Welt verbannt worden, und er versuchte mit aller Macht, auch den anderen Teil des Reiches Aibon in seine Gewalt zu bringen. Bisher war ihm dies nicht gelungen. An Aufgabe dachte er nicht. Das wußte Suko, und er folgerte daraus, daß auch sein Erscheinen hier unmittelbar etwas mit Guywanos Vorhaben zu tun hatte. Er war raffiniert, trickreich und schlug oft genug Wege ein, die von einem Menschen nicht überblickt werden konnten, weil eben seine Pläne und sein Denken nicht nachvollziehbar waren.

Suko tastete sich ab. Der Ausdruck seines Gesichts zeigte noch mehr

Zufriedenheit, als er seine Waffen fühlte, die man ihm nicht abgenommen hatte. Die Beretta war vorhanden, die Dämonenpeitsche auch, der Stab ebenfalls.

So gerüstet, ging es ihm schon besser, auch wenn sich in seinem Hinterkopf festgesetzt hatte, daß es ihm wohl schwerfallen würde, diese Welt wieder zu verlassen. Aber das war im Moment zweitrangig. Er dachte vielmehr an seinen Freund John Sinclair und daran, daß er ihm eigentlich hätte folgen müssen.

Suko war nach Aibon verschleppt worden. Die Logik sprach dafür, daß auch John erscheinen mußte.

Aber er kam nicht.

Nach Sukos Zeitrechnung mußten fünf Minuten vergangen sein, ohne daß er ein Lebenszeichen von seinem Freund entdeckt hätte. Deshalb ging er davon aus, daß John so schnell nicht kommen würde, und Suko stellte sich darauf ein, allein zu bleiben.

Aber nicht an diesem Ort. Er ahnte, daß er hier nicht zurechtkommen würde. Niemand ließ sich blicken, es zeigte sich kein Wesen. Der Wald um ihn herum lag in einem tiefen Schweigen vergraben. Suko fiel auf, daß er schwitzte. Kein Wunder, denn in dieser Dimension war es wesentlich wärmer als zur jetzt herrschenden Winterzeit in seiner Heimat.

Suko verzichtete trotzdem nicht auf seine dicke Jacke. Er knöpfte sie nur auf, um besser an seine Waffen heranzukommen. Das konnte sehr schnell vonnöten sein.

Ein wenig fühlte sich Suko wie ein Pionier im Wilden Westen, der einen Treck anführt. Unterwegs in einem unbekannten Land. Weg mußte er, aber er wollte nicht zu Fuß gehen, der Wagen stand direkt vor ihm.

Zum erstenmal nach seinem seltsamen Erwachen huschte ein Lächeln über Sukos Mund, denn er dachte daran, daß er mit einem Audi quattro durch eine fremde Dimension fahren würde. Ihm war schon viel widerfahren, aber das hatte er noch nie erlebt. Suko drückte sich selbst die Daumen, daß der Motor auch ansprang.

Bevor er die Tür öffnete, schaute er sich noch einmal genau um. Die Umgebung war zwar nicht durch irgendwelche Wege oder Pfade aufgelockert, aber es gab genügend Lücken, durch die Suko seinen Wagen lenken konnte. Zwischen den einzelnen Waldabschnitten entdeckte er Schneisen, die zwar recht steil waren, die aber sicherlich von dem Wagen bewältigt werden konnten.

Noch befand sich Suko in einem kleinen Tal. Beinahe wie in Irland, das er auf so rätselhafte Art und Weise verlassen hatte. Es fehlte nur der Bach, der ihn und John auf der Fahrt zur Hütte fast die gesamte Strecke über begleitet hatte.

Suko stieg in den Wagen. Als er hinter dem Lenkrad saß und die Tür

geschlossen hatte, schüttelte er den Kopf über die Gegensätze, die sich hier aufgetan hatten.

Auf der einen Seite das Land prall gefüllt mit einer uralten Magie, auf der anderen die moderne Technik des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber warum sollte sich beides nicht vertragen?

Suko hatte den Zündschlüssel stecken lassen. Er umfaßte ihn mit zwei Fingern, wartete noch einen Moment und wünschte sich, daß der Motor ansprang.

Dann drehte er ihn.

Ja, die Geräusche unter der Haube waren eindeutig. Er hörte den Anlasser, der immer schon ein wenig georgelt hatte. Einen Grund zur Panik gab es jedoch nicht. Der Motor kam, und über Sukos Lippen huschte das zweite Lächeln.

»Da soll noch einer sagen, auf die Technik sei kein Verlaß. Sie klappt sogar in einer anderen Dimension.«

Suko legte den ersten Gang ein und fuhr an. Die Räder fanden auf dem Grasboden den nötigen Griff, und langsam lenkte er den Audi durch das grasbedeckte Tal. In welche Himmelsrichtung er fuhr, wußte er nicht.

Ihm war es auch egal. Irgend etwas würde geschehen, daran glaubte er fest.

Zumindest die Seitenscheibe ließ er nach unten gleiten. Ihm fiel etwas auf, über das er schon früher nachgedacht hatte. Es war die Stille gewesen. Kein Laut, nicht das leiseste Rascheln. Dabei wußte er, daß Aibon eine Welt war, in der es Leben gab. Zwar märchenhafte und oft auch unheimliche Gestalten, aber das Leben war vorhanden. Besonders in dem Teil, in dem sich Suko aufhielt. Aber er hatte nichts, gar nichts gesehen. Das Leben schien sich zurückgezogen zu haben, und dies sicherlich nicht grundlos.

Die Reifen des Fahrzeugs hinterließen dunkle Spuren im weichen Gras.

Manchmal hatte Suko den Eindruck, über eine moorartige Unterlage zu fahren, da schwamm der Wagen fast weg, aber er kam durch und konnte seine Fahrt fortsetzen.

Das Tal verengte sich. Zuerst wurden die Schatten länger, die die Bäume des Waldes warfen. Die Luft bekam einen anderen Geruch, noch intensiver. Und aus diesem Sinnestaumel riß ihn bald ein Schrei!

Schrill hatte er geklungen.

Suko reagierte sofort. Er trat auf die Bremse. Der Audi rutschte nicht mal. Er stand sofort.

Suko blieb sitzen und beugte sich so weit nach rechts, daß er durch das offene Fenster schauen konnte. Er suchte die Umgebung ab. Er wartete darauf, daß sich der Schrei wiederholte, was auch tatsächlich geschah.

Diesmal hörte er sich sogar anders an. Für ihn war es ein ängstliches Kreischen. Ein verzweifelter Ruf nach Hilfe.

Aber Suko hatte etwas herausgefunden. Die Schreie hatten ihn von oben erreicht, aus dem wolkenlosen, türkisfarbenen Himmel.

Von seinem Platz aus konnte Suko nicht viel davon überblicken. Er mußte schon aussteigen, drückte den Wagenschlag auf und verließ seinen Leihwagen.

Neben ihm blieb er stehen, den Blick zum Himmel gerichtet, ihn absuchend, doch Suko sah nichts. Die Glätte blieb, die Farbe auch, aber die Schreie wollten einfach nicht verstummen.

Suko glaubte nicht, sich geirrt zu haben, was die Richtung anging.

Vielleicht nicht so hoch wie der Himmel. Möglicherweise befand sich jemand in einem der Wälder in großer Not. Deshalb richtete der Inspektor sein Augenmerk darauf.

Schräg vor ihm, von der linken Seite über die Kühlerhaube hinweg, gerieten plötzlich einige Blätter in wilde Bewegungen. Er hörte die Schreie auch weiterhin, und auf einmal sah er die Vögel, die sich bisher im dichten Astwerk versteckt gehalten hatten.

Sie rasten aus ihren Verstecken hoch. Sie schlugen wild mit den Flügeln, und sie waren von Sukos Standplatz nicht mal weit entfernt, so daß er sie gut unter Kontrolle halten konnte. Ihren Namen wußte er nicht, für ihn sahen die Vögel aus wie Tauben, die sich überfressen hatten und deshalb nur schwerfällig durch die Luft flogen, wobei das Fliegen mehr einem Segeln glich.

Sie waren auf der Flucht, das stand für Suko fest. Aber er wußte nicht, vor wem sie flohen und wohin sie wollten, Er sah keinen Gegner, der sie fangen wollte.

Vier Vögel erkannte er. Sie hatten es schwer. Mühsam kämpften sie sich voran, sackten immer wieder ab, stiegen dann hoch, aber sie kamen kaum näher an den Himmel heran.

Dafür war ihr Feind plötzlich da.

Suko sah ihn erst, als er sich den Vögeln bereits genähert hatte. Es war eine mörderische Gestalt, vergleichbar mit einer aus der Urzeit. Wo sie versteckt gewesen war, konnte Suko nicht sagen, aber auf einem drachenähnlichen Wesen hockte eine, wie es aussah, in Lumpen gehüllte Gestalt, die eine lanzenähnliche Waffe in der Hand hielt, deren Spitze einen grünlichen Schein abgab, als wäre sie in einem gefärbten Feuer geschmiedet worden.

Die Gestalt auf dem fliegenden Drachen war schnell. Sie jagte hinter den vier Vögeln her, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sie die Tiere eingeholt hatte.

Suko konnte nichts tun. Hier herrschte das grausame Gesetz der Wildnis. Hier war jemand in eine friedliche Welt eingebrochen, um Beute zu machen. Und wahrscheinlich stammte dieses fliegende

Monstrum mit seinem unheimlichen Reiter nicht einmal aus dieser Aibon-Hälfte, sondern aus dem Reich des brutalen Guywano.

Die Gestalt auf dem Drachenrücken würde den Vögeln nicht den Hauch einer Chance lassen. Sie jagte sie, sie spielte mit ihnen. Sie hätte die Flüchtlinge schon längst einholen können, aber das war ihr einfach zu billig. Auch wenn die Flügelschläge des Tiers mit dem langen Schnabel träge aussahen, so täuschte dies, denn zwei Schwünge brachten Reiter und Tier bereits sehr dicht ah die Beute heran.

Die Vögel spürten natürlich, daß sie verfolgt wurden, und sie wollten noch einmal entkommen. Suko, der sich gegen den Audi gelehnt hatte, beobachtete die Versuche der Tiere, die sich gemeinsam absacken ließen, als wollten sie wie Steine in die Tiefe fallen.

Damit hatte auch die Gestalt auf dem Flugdrachen gerechnet. Der rechte Arm zuckte vor. Damit auch die Lanze, aber sie verließ die Hand nicht.

Der Reiter spießte, aus der Höhe kommend, zwei Vögel auf einmal auf.

Die grüne Spitze jagte durch zwei Körper.

Verzweifelt schlugen die Vögel mit den Flügeln, was in der Stille sogar für Suko hörbar war.

Dann aber hatten die beiden ihr Leben verwirkt. Das grüne Licht der Lanze glühte sie aus. Sie strahlten wie Kometen, dann war es vorbei.

Nicht einmal Asche regnete in die Tiefe, und Suko zeigte sich beeindruckt.

Er wartete darauf, daß auch die anderen beiden Vögel ein Opfer der Gestalt wurden. Wenn der Reiter konsequent war, würde er sie nicht entkommen lassen. Tatsächlich zog er seinen Flugdrachen mit einer heftigen Bewegung herum, weil er schräg in die Höhe schießen wollte, denn diesen Fluchtweg hatten sich die beiden letzten Tiere ausgesucht.

Wenn die es schafften, sich im belaubten Astwerk der Bäume zu verstecken, hatten sie noch eine Chance.

Nein, sie waren zu langsam, zu schwerfällig, vielleicht überfressen. Der Flugdrachen reagierte auf jeden Befehl seines Reiters. Er drehte sich und stieg schräg in die Höhe.

Und dann wurde er schnell.

Fasziniert schaute Suko zu. Es sah so aus, als wollte die Gestalt die beiden letzten Vögel überholen und selbst im Wald verschwinden.

Aber das passierte nicht. Als sich der Mörder auf gleicher Höhe befand, stieß er zu.

Die Vögel flatterten an seiner rechten Seite dahin, und in der rechten Hand oder Klaue hielt er auch seine Lanze. Er rammte sie nach vorn, spießte zuerst den einen, dann den anderen Vogel auf, die sofort

aufglühten und vergingen.
Das hatte er geschafft.
Aber Suko glaubte nicht daran, daß die Aufgabe dieses ungewöhnlichen Killers erledigt war. Sicherlich hatte er Augen, und sicherlich hatte er Suko längst entdeckt.
Suko war ein Mensch. Und Menschen gehörten nicht nach Aibon. Wenn sie einmal den Weg hierher geschafft hatten, waren sie willkommene Opfer, falls sie sich im Reich des Herrschers Guywano aufhielten, und darauf deutete alles hin. Früher war das Paradies der Druiden eher unzugänglich gewesen, aber das war anders geworden. Suko und sein Freund John Sinclair hatten immer wieder Wege gefunden, um in dieses Reich zu gelangen.
Innerlich hatte sich der Inspektor auf einen Kampf eingestellt. Er hatte seine Dämonenpeitsche gezogen und einen Kreis geschlagen. Die drei Riemen waren aus der Öffnung gerutscht, aber Suko hielt die Peitsche nicht in der Hand. Er hatte sie zurück in seinen Gürtel gesteckt und hielt seine Beretta fest.
Es war einen Versuch wert, doch geweihte Kugeln hatten gegen die Schatten nichts ausgerichtet, und sie würden es auch kaum schaffen, ein anderes Wesen aus diesem Reich zu töten, aber einen Versuch war es trotzdem wert.
Der Reiter auf dem Drachenvogel drehte sich. Er schien dabei in der Luft zu stehen. Die mächtigen Schwingen bewegten sich kaum, dann aber fegte das Tier herum und mit ihm sein auf dem Rücken sitzender Reiter.
Er hatte den neuen Feind im Visier. In einer schrägen Linie mußte er nach unten fliegen, um Suko zu erwischen. Die Lanze glühte an der Spitze grün auf. Es war das Aibon-Feuer, das alles vernichtete und nicht einmal Reste zurückließ.
Suko wollte auf keinen Fall, daß es ihm so erging, doch er unterschätzte seinen Gegner zudem nicht. Aber er verfiel auch nicht in Panik, sondern hob den rechten Arm langsam an und zielte auf den schräg über ihm schwebenden Flugdrachen.
Er wußte nicht, wen seine Kugel erwischen würde, das Tier oder den Reiter. Irgendwo war es ihm auch egal. Wenn möglich, hätte er gern beide aus der Luft gepflückt.
Dann schoß er - und traf!
Er sah nicht, wie das geweihte Geschoß in die Körper hineinschlug, er stellte nur die Reaktion fest, denn der Flugdrache zuckte in die Höhe, als wollte, er mit seiner Schnabelspitze den Himmel anbohren. Unter seiner Brust entdeckte Suko für einen winzigen Augenblick das Leuchten, denn dort hatte das geweihte Silbergeschoß den Körper erwischt. Aber der Treffer hatte im Grunde nichts bewirkt.
»Okay«, flüsterte der Inspektor. »Das habe ich nur wissen wollen,

mein Freund.«

Der Freund war sauer. Er tanzte über Sukos Kopf. Der Reiter schüttelte sich, als wollte er seine Kleidung abwerfen, die den größten Teil des Körpers so weit verdeckte, daß von der eigentlichen Gestalt nichts zu erkennen war.

Suko bekam den Eindruck, sich auf einen ritualisierten Kampf einlassen zu müssen. Ähnlich wie bei den Turnieren im Mittelalter.

Der lange Schnabel des Flugdrachen zuckte. Für einen Moment öffnete er sich wie bei einem Storch, aber es war kein Klappern zu hören, keine Zunge zu sehen, und Rauch schoß auch nicht aus der schmalen Öffnung.

Der Reiter duckte sich. Obwohl er auf Suko herabschaute, konnte dieser ihn nicht erkennen. Er verschwand unter seinen grünbraunen Tüchern und war eigentlich nicht mehr als eine Flattergestalt.

Dann startete er.

Sein Ziel war Suko.

Und der ließ ihn kommen!

***

Es sah beinahe so aus, als würde es Suko Spaß bereiten, sich in Gefahr zu begeben, denn er tat nichts, um dem Angreifer aus dem Weg zu gehen. Er war nur zwei Schritte nach vorn gegangen und hatte seine Dämonenpeitsche gezogen.

Dabei ging er davon aus, daß ihm das gleiche Schicksal bevorstand wie den beiden dicken Vögeln. Die Lanze würde ihn durchbohren, und er würde verglühen. Nichts würde von ihm übrigbleiben, nicht mal Staub oder Knochenreste.

Wind erfaßte ihn. Nicht normaler. Er stammte von den Schwingen des Flugdrachen. Die Bewegungen wirbelten die Luft heftig durcheinander, kämmten das Gras, und noch im Flug, in einer gewissen Entfernung vom Ziel, hob der Reiter seine Lanze an.

Schleudern oder zustechen?

Das war für Suko die große Frage.

Der Reiter machte es anders. Er schleuderte die Waffe, die wie ein grüner Blitz auf Suko zuraste und ihn am Boden festgenagelt hätte, wäre er getroffen worden.

Aber Suko war schneller. Er bewegte sich, als er die tödliche Lanze heranzischen hörte. Sie veränderte ihre Richtung nicht, sondern rammte neben Suko und vor dem Audi tief in den Boden hinein, wo die Erde plötzlich aufglühte, als sollte sie ebenfalls verbrennen.

Dann waren der Drachen und sein Reiter da. Suko wußte, daß die Gefahr für ihn längst nicht vorbei war. Der lange Schnabel konnte ebenfalls zu einem tödlichen Werkzeug werden und ihn aufspießen, aber auch jetzt war Suko wendiger.

Als die beiden zusammengepreßten Schnabelhälften auf ihn zujagten, drehte er sich zur Seite.

Der Schnabel fehlte. Er traf nicht ihn, aber den in seiner Nähe stehenden Audi. Suko hörte das Platzen der Scheibe, als der Schnabel dagegen schlug.

Plötzlich klemmte der Flugdrache fest. Vielleicht kam es ihm auch nur so vor, weil er keinen Befehl bekam, sich zu bewegen.

Der lange Schnabel ragte durch die hintere linke Seitenscheibe in den Wagen hinein, als suchte er dort nach Beute.

Der Reiter hockte noch immer auf dem Rücken. Er wollte auch seinen Platz nicht verlassen und drehte sich langsam um.

Suko sah ihn. Unter der weiten Kleidung steckte eine Gestalt. Ein verschupptes Etwas, kein Mensch, mehr ein Monster mit einem platten Gesicht wie ein Boxerhund.

Der Blick und das Erfasssen der Gestalt war vergleichbar mit einer Momentaufnahme, und Suko zögerte keine Sekunde länger. Die Peitsche hielt er längst fest, und er handhabte sie perfekt. Aus dem Handgelenk schlug Suko zu. Die drei Riemen fächerten dabei nicht auseinander, denn sie konzentrierten sich auf ein Ziel.

Sie klatschen in das Gesicht unter der weiten Kapuze, und plötzlich sah Suko das Feuer aufspritzen, als wären mehrere Silvesterraketen in die Lücke hineingestopft worden.

Die Magie der Peitsche machte es möglich. Das Monster verbrannte in seiner Kleidung, und das Feuer hatte eine ungewöhnliche Farbe bekommen. Es war nicht rot, es war nicht nur grün. Beide Farben vereinigten sich in den sprühenden Flammen, die nicht nur auf den Kopf des Reiters beschränkt blieben, sondern sich blitzschnell ausbreiteten und den gesamten Körper erfaßten.

Den Drachen konnte der Sterbende nicht unter Kontrolle halten. Suko mußte schon ausweichen, als das Reittier zurückzuckte und ihn durch seine heftigen Bewegungen beinahe erwischt hätte.

Dicht vor dem Audi raste es in die Höhe, wobei die Schnabelspitze noch über den Lack kratzte. Für einen Moment hatte sich der Reiter noch halten können, dann aber wurde er abgeworfen und landete als brennendes Etwas wieder auf der Erde, wo er im rotgrünen Feuer verging, das nicht einmal Reste hinterließ.

Um den Reiter brauchte sich Suko nicht zu kümmern. Ihm ging es um den Flugdrachen. Der wollte unter allen Umständen fliehen. Er jagte schräg nach oben, aber es würde im nicht gelingen, ein Versteck zu finden. Die Flammen waren einfach zu schnell gewesen und hatten auch ihn erwischt.

Es brannte.

Und wie der Komet seinen Schweif, so zog der Flugdrachen einen Rauchstreifen hinter sich her, der immer dichter wurde, je höher er

stieg.

Für die Dichte hatte auch das Feuer gesorgt. Es fraß sich immer tiefer in den Körper hinein. Suko sah die kleinen Flammenzungen, rot und grün, aus der hornigen Haut hervorspringen, und er beobachtete genau, wie das Monstrum an diesen Stellen regelrecht zerplatzte.

Da blieb nichts mehr zurück. In einer letzten gewaltigen Explosion wurde es vom Feuer auseinandergerissen und löste sich auf wie zuvor die vier Vögel.

Es war erledigt. Suko hatte sich einen Gegner vom Hals geschafft. Das genau tat ihm gut. Er hatte diesen Erfolg haben müssen, um in einer fremden Welt besser zurechtzukommen, denn diese Attacke war erst der Anfang gewesen. Weitere würden auf ihn warten, und sicherlich waren die schlimmer.

Guywano hatte einen ersten Versuch unternommen. Er kannte andere Mittel und Wege, um Menschen in die Knie zu zwingen, und Suko vergaß auch nicht die Schatten, deretwegen alles begonnen hatte und er in dieser Welt steckte.

Er ging einmal um den Wagen herum, ohne diesen selbst zu kontrollieren. Suko schaute sich mehr die Umgebung an, die so seltsam friedlich vor ihm lag. Es gab keine Reste mehr, selbst die Lanze des Reiters war verglüht.

Dem Audi fehlte zwar die hintere Scheibe an der Beifahrerseite, das würde seine Fahrtüchtigkeit jedoch nicht beeinträchtigen. Suko war überzeugt davon, daß er den Wagen noch brauchen würde. Allerdings später. Zunächst wollte er sich in seiner direkten Umgebung umschauen, denn der Wald wuchs jetzt sehr dicht bis an seinen Platz heran. Für Suko war er ein verwunschenes Geflecht aus Zweigen, Ästen und Unterholz, eine natürliche Wand, die er nur schwer durchdringen konnte.

Welche Bäume hier wuchsen, fand er nicht heraus. Manche waren unwahrscheinlich breit und hoch. Für ihn sahen sie tropisch aus, glichen aber auch irgendwelchen Trauerweiden, weil sich die Zweige zu einem Kuppeldach ausgewachsen hatten.

Der Wald schwieg.

Kein Rascheln, keine Schreie oder Laute irgendwelcher dort lebender Tiere. Er war stiller als die Nacht. Aber Suko glaubte fest daran, daß er nicht leer war. Er mußte bewohnt sein, und wenn sich nur Vögel in den Bäumen versteckten.

Niemand zeigte sich, auch dann nicht, als Suko sich durch das Unterholz kämpfte. Dieser Wald übte eine unerklärliche Anziehungskraft auf ihn aus. Etwas mußte dort lauern, verborgen im tiefen Grün der Pflanzenwelt.

Es war eine dunkle, eine düstere Welt. Schon nach wenigen Schritten hatte sich hinter Suko eine Klappe geschlossen. Von der anderen

fühlte er sich ausgesperrt und stand völlig allein in einer feuchtschwülen Umgebung, in der es auch Wasser gab. Suko sah hin und wieder die kleinen Tropfen auf den Zweigen und Ästen liegen, als hätte dort jemand Perlen vergessen.

Der Himmel über ihm war kaum zu sehen. Und wenn, dann nur fleckenhaft. Urwald umgab ihn. Er stand auf feuchtem Boden. Es gab mehr Schatten als Licht, aber Suko wollte nicht daran glauben, daß er sich mutterseelenallein in dieser Gegend befand. Dafür sprachen auch die Geräusche, die er plötzlich hörte.

Sie waren normal. Aber in dieser Umgebung kamen sie ihm schon unheimlich vor. Wie das Ächzen oder schwere Atmen einer kranken Kreatur erreichten sie ihn. Er konnte nichts erkennen. In der grünlichen Dunkelheit sah er kaum eine Bewegung. Unter ihm sammelte sich Wasser in der Trittstelle, denn der Boden war feucht.

Aber die Geräusche blieben. Mal ein Knacken, als wäre ein Knochen gebrochen worden. Hin und wieder zitterte plötzlich ein Zweig, und auch in Bodenhöhe bewegte sich etwas. Es kam direkt auf ihn zu. Suko hielt den Atem an. Er stand dicht davor, den anderen zu entdecken, und doch wurde er überrascht, als er das Lachen hörte, das einem hastigen Kratzen gefolgt war.

Suko schaute in die Höhe. Er zog zugleich seine Dämonenpeitsche und wurde wieder von diesem häßlichen Lachen erwischt. Über ihm bewegte sich etwas, das in einer Astgabel regelrecht festklemmte, als hätte es sich bewußt diesen bequemen Platz ausgesucht.

War es ein Monster, ein Tier? Jedenfalls gehörte es in diese Welt hinein, und es hatte auf seine Art und Weise Kontakt mit dem Inspektor aufnehmen wollen.

Suko hatte nichts dagegen, aber es gefiel ihm nicht, daß er nur so wenig erkennen konnte. Deshalb hatte er seine Hand in die Tasche geschoben und die kleine Leuchte hervorgeholt.

Er hob die Lampe an, schaltete sie ein, und ein weißgelber Strahl stach in die Höhe.

Er traf genau das Ziel.

Tatsächlich hockte das Wesen in der Astgabel. Es hatte sich dort eingeklemmt.

Es war unwahrscheinlich häßlich und klein, ja kompakt. Suko brauchte nicht lange nachzudenken, um zu wissen, wen er da vor sich hatte.

Es war ebenfalls eine Gestalt, wie sie in Märchen und Sagen vorkam. Es war ein häßlicher Kobold…

***

Auf dem Bett lag Gordon Tarling. Daneben stand Muriel Shannon, die Lehrerin des Ortes Beragh.

Jane Collins schaute aus dem Fenster, denn von dort hatte sie das Grauen beobachten können. Eine Erklärung wollte ihr nicht einfallen, obwohl sie wußte, daß die vier Schatten der Tarling-Brüder die Schuld trugen.

Die Detektivin wollte sich auch nicht mehr umdrehen, um noch einmal nachzuschauen. Sie wußte genau, daß sie sich nicht geirrt hatte, und ihre letzten Worte schienen noch wie ein Echo durch das kleine Schlafzimmer zu geistern.

»Das ist der Anfang vom Ende…«

Muriel und Tarling hatten nicht gesehen, was sie meinte, aber Jane wußte Bescheid. Sie hatte aus dem Fenster geschaut und das Haus schräg gegenüber zusammenbrechen und zugleich verschwinden sehen. Alles war lautlos geschehen, kein Geräusch, kein brechendes Mauerwerk, denn dafür hatte die Magie der Schatten gesorgt, die über das Haus gekommen waren, um es zu fressen.

Sie schluckten es. Sie vernichteten es. Sie fraßen es einfach lautlos auf!

Gordon Tarling hatte in diesem Zusammenhang von den Schatten seiner Söhne gesprochen, um die es schließlich ging, und Jane hatte sie dann gegenüber in Aktion erlebt.

Das Haus war weg.

Und die Menschen, die darin lebten, sicherlich auch. Verschwunden, weggeschafft, aber bestimmt nicht zerstört. Sie konnte sich vorstellen, daß es an einen anderen Platz geschafft worden war.

Muriel Shannon blicke in Janes Gesicht und bekam plötzlich Furcht.

»Himmel, Jane, wie siehst du denn aus! Was ist passiert?«

Die Detektivin schüttelte den Kopf. Sie konnte noch nicht sprechen; ein Kloß saß in ihrem Hals. Zugleich spürte sie die kalte Haut auf ihrem gesamten Körper. Als Muriel noch einmal nachfragte, nickte sie. Jetzt konnte sie sich auch wieder ausdrücken. »Was geschehen ist, Muriel? Es ist ganz einfach und doch so schrecklich. Sie sind tatsächlich hier gewesen. Gordon Tarling hatte sich nicht geirrt. Und sie sind noch hier, Muriel, verstehst du? Sie machen weiter.«

»Ja, natürlich, die Schatten…«

»Sind grauenhaft«, unterbrach Jane und winkte ihr zu. »Komm, schau es dir an.«

Die Lehrerin zögerte. Sollte sie, sollte sie nicht? Sie hatte Janes Worte nicht vergessen. Es war für sie ein schrecklicher Kommentar gewesen, so deprimierend, als hätten sie überhaupt keine Chance mehr, diesem Horror zu entwischen.

»Du müßt es sehen, Muriel - bitte!«

»Ja, ich komme.« Sie warf noch einen letzten Blick auf Gordon Tarling, der ruhig auf seinem Bett lag wie jemand, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte. Mit zitternden Knien ging die Lehrerin am

Fußende des Bettes entlang und stand wenig später neben Jane Collins, die sich gedreht hatte, halb nach draußen schaute und halb in das Zimmer hinein. Sie hob einen Arm an, um ihn der Freundin auf die Schulter zu legen. Muriel zuckte bei dieser Berührung zusammen. Mit leiser Stimme hauchte sie: »Ist es so schlimm?«

»Ja, sehr.«

Sie fragte nicht weiter, wäre statt dessen am liebsten aus dem Haus gelaufen, um sich irgendwo weit weg zu verstecken, aber sie blieb, um sich den Tatsachen zu stellen.

Jane Collins hatte ihr den nötigen Platz geschaffen, damit sie aus dem kleinen Fenster schauen konnte. »Gegenüber«, flüsterte ihr Jane ins Ohr, »du mußt nach gegenüber sehen.«

»Ist gut.« Muriel duckte sich etwas. Sie drückte ihre zitternden Hände auf die innere Fensterbank. Ihr Herz schlug wild. Kälte und Hitze strömten durch ihren Körper wie ein Schüttelfrost.

Dann blickte sie aus dem Fenster.

Muriel Shannon schwieg. Aber ihr Innerstes war aufgewühlt. Es glich einem Vulkan, der dicht vor dem Ausbruch steht. Ihre Gedanken drehten sich im ersten Moment um ihre eigene Person, denn sie dachte daran, daß sie hier in Beragh geboren und aufgewachsen war. Abgesehen von ihrer Studienzeit hatte sie immer in diesem kleinen Ort gelebt. Sie kannte jedes Haus, jeden Garten, alle Bewohner und viele Tiere.

Was sie allerdings jetzt zu sehen bekam, und es war kein Irrtum, machte sie fertig. Sie wollte es auch nicht glauben. Und trotzdem war es keine Einbildung. Es stimmte. Das Haus schräg gegenüber gab es nicht mehr, da hatte sich Jane nicht geirrt. Aber dabei war es nicht geblieben, denn auch andere Häuser verschwanden, und niemand kümmerte sich darum.

Die Menschen waren davon überrascht worden, denn sie mußten den Weg ebenfalls gehen und wurden in irgendeine Welt verschleppt, wo diese vier Schatten, die ehemaligen Tarling-Brüder regierten. Sie waren in die Magie des Landes Äibon hineingeraten, aber das wußte Muriel Shannon nicht. Im Gegensatz zu Jane Collins, die sich da besser auskannte.

Muriels Lippen zitterten. Sie wollte etwas sagen, nur fand sie nicht die passenden Worte. Starr schaute sie zu, wie ein weiteres Haus verschwand. Sie wußte, daß dort eine fünfköpfige Familie lebte, aber Muriel hörte keine Schreie. Es lief auch niemand aus dem schon halb aufgelösten Haus, von dem zuerst das Dach in eine andere Dimension gezerrt wurde. Danach folgten die Jauern, die Fenster. Die Schatten hatten sich in das Innere hineingeschlichen und hatten dort mit ihrer lautlosen Zerstörung angefangen.

Plötzlich war es nicht mehr da. Muriel starrte sprachlos auf die

Lücke.

Sie wollte weinen, der Drang war da, aber sie schaffte selbst das nicht.

Wenn sich jemand wie ein Eisklumpen vorkommen konnte, dann war das bei Muriel der Fall. Sie merkte auch nicht, daß sie sich bewegte und umdrehte, erst als sie Janes Gesicht vor dem ihren sah, wurde es ihr bewußt.

»Nun, Muriel, was sagst du?«

Die rothaarige Irin konnte nicht sprechen. Sie schüttelte nur den Kopf.

»Ich hatte recht?«

Muriel nickte. Jetzt fand sie auch die Sprache wieder. »Ja, es stimmt, das Haus ist weg - und das daneben auch. Weißt du, was das bedeutet, Jane?«

»Sicher.«

»Aber ich will es dir trotzdem sagen!« schrie Muriel plötzlich so laut, daß Tarling auf dem Bett zusammenzuckte und heftig protestierte. Darum kümmerten sich die Frauen nicht. Muriel war auch noch nicht fertig. »Das bedeutet, Jane, das bedeutet, daß die Schatten alles zerstören wollen. Nicht nur wenige Häuser, nein, die wollen alles holen. Alles.« Sie umfaßte Janes Schultern und schüttelte die Detektivin durch. »Auch unser Haus. Jedes Haus hier, den ganzen Ort! Beragh soll von der Landkarte verschwinden. Es ist vorbei. Die Schatten wollen diesen Ort holen. Sie werden ihn holen…« Muriel hatte keine Kraft mehr. Sie taumelte zurück und mußte sich auf das Bett setzen.

Jane hatte geschwiegen. Sie schwieg auch jetzt, als sie sich wieder umdrehte, um aus dem Fenster zu schauen. Und sie sah auf den ersten Blick, daß ihre Freundin recht gehabt hatte. Das zweite Haus war ebenfalls, verschwunden, doch die Schatten würden sich damit noch nicht zufriedengeben. Und bald gab es Beragh tatsächlich nicht mehr.

Dann war es mit all den Menschen verschwunden und…

Etwas hakte in Janes Gedankenapparat. Mit all den Menschen? Ja, das stimmte schon, aber ihr wollte nicht in den Kopf, daß die Bewohner nichts von diesen unheimlichen Vorgängen mitbekamen. Es war für Menschen genau zu verfolgen, doch kein anderer war schreiend auf die Straße gelaufen.

Warum nicht?

Es ließ nur einen Schluß zu. Die Schatten hatten sich die Menschen schon vorher geholt und sie in die andere Dimension geschafft. Niemand war mehr dazu gekommen, den Nachbarn zu warnen. Blitzschnell waren die Schatten in den Häusern aufgetaucht.

Wie betäubt stand Jane Collins neben dem Fenster. In diesen langen Augenblicken fühlte sie sich alles andere als stark, auch wenn sie

bisher verschont geblieben waren. Nur glaubte sie nicht daran, daß sich das fortsetzen würde. Die andere Seite würde weitermachen, und wahrscheinlich hatten sich die Tarling-Brüder ihren Vater, Jane und auch Muriel bis zum Schluß aufgehoben.

Gab es noch eine Chance für sie?

Jane schloß die Augen und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Als erstes fiel ihr die Flucht ein. Aber auch sie würde sinnlos sein, denn die Schatten waren immer schneller. Trotzdem wollte sie es versuchen.

Irgend etwas mußten sie ja tun, der Meinung war auch Muriel, als sie sagte: »Wir können nicht länger hier in meinem Haus bleiben, Jane. Wir müssen weg, verstehst du?«

»Daran dachte ich.«

Muriel stand auf. »Ich möchte Gordon Tarling mitnehmen. Ich kann ihn nicht allein hier zurücklassen.«

»Das ist in Ordnung.«

»Kommst du dann?«

Jane zwang sich zu einem Lächeln, als sie in Muriel Augen den ängstlichen Blick sah. »Du brauchst keine Angst zu haben, ich werde mit dir gehen, was immer auch geschieht.«

»Vielleicht gehen wir gemeinsam unter«, sagte die Lehrerin mit trauriger Stimme.

»Das will ich nicht hoffen.«

»Und woher nimmst du deinen Optimismus?«

Jane hob die Schultern. »Weißt du, Muriel, ich habe verflixt viel hinter mir. Und bisher habe ich es immer geschafft, mich auch aus verdrehten Situationen herauszufinden.«

»Sorry, Jane, aber deine Worte können mir heute leider keinen Mut machen.«

»Das verstehe ich.«

Gordon Tarling hatte sich aufgerichtet. Sein grauweißes Haar war struppig geworden. Er schaute die beiden Frauen an, und sein Blick war dabei unruhig.

»Wir müssen hier weg, Mr. Tarling«, sagte Jane.

»Hä.« Er wischte über seine Lippen. »Habe ich es euch nicht gesagt? Ich habe die Schatten gesehen. Meine Söhne sind da. Ihre Seelen geistern in meiner Nähe herum, während in ihren Gräbern die grüne Masse liegt. Ich weiß das. Sie wollen ihren Vater nicht im Stich lassen, und ich werde sie bald wieder sehen. Ihr braucht keine Angst mehr zu haben. Ich bin der Vater, ich kenne meine Söhne. Sie tun euch nichts. Ich werde bestimmt mit ihnen reden können.«

Er hatte sich verschluckt, deshalb sprach Muriel. »Gestattest du, daß wir das anders sehen?« fragte sie. Dabei streckte sie ihm die Hand entgegen.

»Komm jetzt, Gordon, wir müssen weg!«
Tarling wollte nicht. Er protestierte. »Wieso weg? Nein, ich will bleiben. Ich sehe keinen Grund.« Er winkte mit beiden Händen ab. »Wenn ihr gehen wollt, dann tut es, aber laßt mich hier liegen. Es geht mir gut. Ich kann auf meine Söhne warten.«
Muriel Shannon schüttelte den Kopf. »Es gibt sie nicht mehr, Gordon, glaub mir. Deine Söhne sind tot, das hast du selbst gesagt, und du hast sie auch gesehen.«
Tarling starrte die junge Frau mit offenem Mund an, als wollte er über die Antwort staunen. »Wieso? Was heißt das? Ich weiß doch, daß sie nicht mehr leben, aber sie existieren auf eine andere Art und Weise weiter, versteht ihr?«
»Ja, die Schatten.«
»Genau. Und sie…«
»Sie werden alles zerstören, Mr. Tarling. Deshalb müssen Sie weg!« beschwor ihn nun auch Jane. Sie rechnete mit einem Erfolg, aber sie hatte nicht mit einem irischen Dickschädel gerechnet, denn Tarling ließ sich nicht überzeugen.
»Nein, verdammt noch mal! Nein und nein! Ich bleibe hier. Ihr könnt mich nicht zwingen.« Er schlug sogar nach den Frauen, die zurückweichen mußten. Dann ließ er seine Arme sinken. »Und jetzt verschwindet. Haut ab, verdammt! Ich will euch nicht mehr hier sehen. Ihr macht mir das Verhältnis zu meinen Söhnen nicht kaputt, versteht ihr beide das nicht?«
Jane hatte sich entschlossen. Sie konnte den Mann nicht zwingen, und deshalb sagte sie: »Es ist schon gut, Mr. Tarling, Sie können hier im Haus bleiben.«
»Das meine ich doch wohl.«
»Ist das dein Ernst?« fragte Muriel. »Du willst den Mann zurücklassen?«
»Sicher. Es kann sogar sein, daß es für ihn besser ist. Wir müssen uns jetzt um uns kümmern. Alles andere ist unwichtig geworden. Ich will es den Schatten nicht zu leicht machen.«
»Okay, Jane. Wir haben davon gesprochen, daß wir mit meinem Wagen verschwinden. Bleibt es dabei?«
»Ja.«
»Geht, geht!« rief Tarling und deutete auf die Tür. »Ich kann gut allein bleiben.«
»Ja, wir sind weg!« flüsterte Muriel. Das schlechte Gewissen stand ihr ins Gesicht geschrieben, aber sie mußte diesmal über ihren eigenen Schatten springen und auch an sich denken.
Jane wußte, was in ihrer Freundin vorging. Sie nahm Muriel bei der Hand und zog sie auf die Schlafzimmertür zu. Jane ging auch davon aus, daß sich die Schatten nicht zurückgezogen hatten und dabei

waren, das gesamte Dorf verschwinden zu lassen. Hoffentlich waren sie nicht in ihre Nähe gekommen, denn auch Autos konnten in eine andere Welt geschafft werden, es beschränkte sich nicht nur auf Häuser.

Die Treppe war noch heil. Beide Frauen liefen sie schnell hinab und hielten sich am Geländer fest. Der kalte Wind fuhr ihnen entgegen. Er hatte freie Bahn und fuhr durch das große Loch in der Wohnzimmermauer. Die Einrichtung war genauso verschwunden wie die Mauer. Der Raum war leer, und Muriel kam es vor, als hätte sie nie darin gelebt.

Sie blieben vor der Treppe stehen. Durch die offene Tür konnten sie in den ehemaligen Raum hineinschauen, in dem nur ein schmaler Stuhl stand, nicht mehr.

»Wo sollen wir raus?«

»Na dort«, sagte Muriel und wies nach vorn.

»Gut. Und dein Wagen?«

»Steht an der linken Seite. Du hast ihn bisher noch nicht gesehen. Es ist ein alter Golf. Ich hoffe, daß wir es packen.«

»Hast du die Schlüssel?«

»Ja.«

Jane war zufrieden. Im Moment lief alles gut. Ob dies allerdings so bleiben würde, war fraglich.

Beide bewegten sich zügig, weil sie keine Zeit verlieren wollten, aber sie waren trotzdem vorsichtig. Es war immer mit einem Angriff zu rechnen.

Sie hatten die Schatten erlebt. Die waren urplötzlich da, und sie kamen wie aus dem Nichts.

Als Muriel den ehemaligen Wohnraum durchquerte, zuckten ihre Lippen.

Erinnerungen schössen in ihr hoch, die sie kaum verdrängen konnte.

Jane sah, wie der Freundin zumute war, und sie faßte nach ihrer Hand, um Muriel anschließend Mut zu machen. »Es kommt alles zurück, glaub mir. Nichts bleibt so.«

»Glaubst du daran?«

»Warum nicht?«

»Ich kann es nicht, Jane. Was ich hier erlebt habe, das ist einfach zu viel für einen normalen Menschen.« Sie gingen noch zwei Schritte, dann konnten sie durch das Loch in der Mauer laufen und standen nun endgültig im Freien.

Natürlich schauten sie sich um. Sehr scheu sogar, aber zugleich auch gespannt.

Verändert hatte sich hier nichts. Es war möglicherweise auch der falsche Standort, denn Muriels Haus stand am Rand der Ortschaft. Sie schaute mehr auf das freie Feld und sogar hoch bis zum Friedhof, wo

die kleine Kapelle noch ihren Standplatz behauptete. Die anderen Häuser waren mehr von der Gegenseite her zu sehen.

»Wir müssen nach links«, flüsterte sie.

Jane ließ Muriel vorgehen. Sie selbst kam sich unsicher vor. Jeder Schritt wurde zu einem Tasten, als hätte sie sich in Neuland vorgewagt.

Schatten zeigten sich nicht. Es war auch nichts zu hören. Keine Hilferufe der Bewohner, kein Einstürzen irgendwelcher Mauern oder Dächer. Über dem Ort lastete eine schon bedrückende Stille, und die Farbe des Himmels hatte sich ebenfalls nicht verändert. Als graue, schraffierte Wand lag sie hoch über ihnen.

Der Wagen stand noch so auf seinem Platz, wie Muriel ihn abgestellt hatte. Aus ihrem Mund löste sich ein leiser Freudenschrei, als sie das sah. Tief atmete sie ein. Muriel drehte den Kopf, um Jane anzuschauen.

»Wenigstens er ist uns geblieben.«

Die Detektivin schaute auf den grünen Golf, auf dem mit roter Farbe das Wort Laubfrosch an die Seitentür gepinselt worden war. »Hast du den Schlüssel?«

»Ja, aber der Wagen ist offen. Hier in Beragh schließt niemand etwas ab. Willst du fahren, Jane?«

»Warum?«

»Ich, ich kann nicht. Ich fühle mich einfach nicht in der Lage. Ich bin zu aufgeregt und ängstlich.«

Jane nickte ihr zu und lächelte dabei. »Okay, gib mir den Schlüssel.« Sie bekam ihn und öffnete die Fahrertür. Muriel stieg an der anderen Seite ein. Sie saß kaum, als ein Schüttelfrost ihren Körper durchfloß und sie noch bleicher wurde.

»Das ist die Angst«, gab sie zu. »Die nackte Angst vor einer Zukunft, die einfach grauenhaft ist.«

»Mach dich nicht noch zusätzlich verrückt, Muriel. Es lohnt sich nicht. Auch wenn es uns beiden schwerfällt, wir müssen jetzt die Nerven behalten.«

»Ja ich weiß.«

Jane startete den Wagen. Der Motor tat sich schwer. Der Anlasser orgelte, und die dabei entstehenden Geräusche gefielen beiden Frauen nicht, weil sie in der Stille so laut klangen, als würden sie am Ende der Ortschaft gehört.

»Es klappt nicht, Jane!« flüsterte Muriel.- Sie saß verkrampft da. Die Hände bildeten Fäuste. Mühsam unterdrückte sie die Panik. Ihre Augen bewegten sich, tanzten immer wieder von der Front-zur Seitenscheibe.

Beim dritten Versuch und bevor der Motor absoff, klappte es. Beiden Frauen rutschte ein großer Stein vom Herzen, und Jane sagte laut:

»Das ist der erste Schritt in die Freiheit.«

»Glaubst du das wirklich?«

»Das hoffe ich.« Sie hatte den ersten Gang eingelegt und fuhr langsam an. Der Wagen war nicht dazu geeignet, quer durch das Gelände zu fahren, sie mußten sich deshalb auf den Straßen halten und waren deshalb auch gut zu sehen.

»Nicht nach links«, flüsterte Muriel. »Wenn du das tust, müssen wir durch den Ort. Fahr in die andere Richtung, da kommen wir schnell weg. Und was dann wird, weiß ich nicht.«

Ich auch nicht, dachte Jane. Wieder fiel ihr John Sinclair ein. Verdammt noch mal, wo blieb er nur? Er und Suko waren schon seit mehr als drei Stunden verschwunden. Es würde nicht mehr lange dauern, dann dunkelte der Himmel ein. Sie ging mittlerweile davon aus, daß den beiden etwas zugestoßen war.

Die Frauen rollten über den Platz vor dem Haus und passierten auch die Stelle, wo Janes Leihwagen, ein Gorsa, gestanden hatte. Von ihm war nichts mehr zu sehen. Die Schatten hatten ihn kurzerhand verschluckt, als sie sich auf dem Weg zum Haus befanden.

Jane Collins widerstand der Versuchung, sich nach den Schatten umzusehen. Sie wollte sich einzig und allein auf die Fahrt konzentrieren.

Das andere überließ sie Muriel. Sie hatte ihr Starre verloren und atmete schwer. An der Einmündung zur Straße hielt Jane Collins an. Das tat sie automatisch, es war ihr in Fleisch und Blut übergegangen, ebenso wie das Schauen nach rechts und links.

Rechts war alles frei. Und links?

Jane hörte die leisen Schreie ihrer Nachbarin. Muriel konnte nicht anders. Sie blickte bereits nach links und damit in den Ort hinein. Aber den gab es kaum noch. Haus für Haus hatten sich die Schatten geholt. Wo die Gebäude einmal gestanden hatten, gab es jetzt nur freie Flächen zu sehen, die so anders wirkten, so fremd, als hätte man eine große Haut stückweise aufgerissen.

Auch Jane war geschockt. So etwas zu sehen, mußte erst verkraftet werden. Sie zählte lautlos nach, und es blieb bei der Zahl. Von dieser Stelle aus konnte sie gerade noch fünf Häuser sehen.

Auch Muriel war entsetzt. »Meine Güte, Jane, nur fünf Häuser, nur fünf…«

»Und die werden sich die Schatten auch noch holen. Darauf können wir wetten.«

»Nein, sechs, Jane. Mein Haus wird nicht verschont bleiben, das weiß ich.«

»Darüber mach dir jetzt keine Gedanken, Muriel.« Jane drehte das Lenkrad nach rechts. »Wir müssen weg. Ich will nicht, daß uns die Schatten kriegen, und ich hoffe, daß sie mit dem Verschwinden der

restlichen Häuser genug zu tun haben.«

Muriel Shannon sagte nichts mehr. Sie saß wie eine Puppe auf dem Sitz.

Der Gurt umspanrite schräg ihren Körper wie ein schwarzes Trauerband.

Und Trauer konnte man nur empfinden, wenn man dieses Grauen hier miterleben mußte.

Trauer, Angst und Abscheu.

»Vorbei ist es noch nicht, Jane, das weiß ich. Ich spüre es in meinem Innern. Die, die Schatten werden uns holen…«

»Denk nicht daran, Muriel. Immerhin haben wir Beragh schon hinter uns gelassen.«

»Ja, aber das hat nichts zu bedeuten.« Die Lehrerin drückte den Kopf nach links, um in den zweiten Außenspiegel zu schauen. Die Luft war klar, und sie erkannte noch einige Umrisse, aber sie mußte auch erleben, wie sich wieder ein Haus auflöste, ohne daß irgendein Lärm entstand. Nicht mal eine Staubwolke quoll in die Luft. Die Schatten schluckten alles.

Muriel Shannon war ein Kind der grünen Insel. Sie war hier aufgewachsen, sie hatte vieles erlebt, sie kannte auch die Geschichten, die man sich erzählte, und sie hatte über den Aberglauben der Menschen stets gelacht.

Jetzt dachte sie anders darüber. Es gab dieses Grauen, und es gab es noch intensiver, als in den Geschichten verpackt. Von ganzen Orten, die verschwanden, hatte sie in einer der alten Legenden noch nie gehört. Da standen andere Dinge im Vordergrund. Die Furcht der Menschen vor Geister und Dämonen. Vor Flüchen und Gespenstern, die die Menschen traktierten und in Angst hielten.

»Was siehst du?« fragte Jane, der die Haltung ihrer Freundin aufgefallen war.

»Ein Haus verschwindet.«

»Es war vorauszusehen.«

Muriel drückte ihren Körper zurück. Sie schüttelte den Kopf. »Himmel, daß du mit dieser Ruhe sprechen kannst, will mir nicht in den Kopf. Das hat sich angehört, als wäre dieses Verschwinden für dich die normalste Sache der Welt.«

»Nein, das ist nicht richtig. Aber was sollen wir tun, Muriel? Durchdrehen? Schreien? Uns ein Loch graben und versuchen, uns darin zu verstecken? Sag es. Gib mir eine bessere Lösung auf die Hand, und alles wird sich ändern.«

»Das geht nicht.«

»Eben. Und deshalb müssen wir weiter. Mit jeder Sekunde, in der wir nicht angegriffen werden, steigt unsere Hoffnung, den Schatten zu entkommen. Ich bin da optimistisch geworden, denn ich glaube fest

daran, daß sie noch im Ort genug zu tun haben, um die Häuser verschwinden zu lassen. Um alles andere werden sie sich später kümmern.«

»Denkst du auch an die Menschen, Jane?«

»Ja.«

»Aber du sprichst nicht von ihnen. Oder sind sie für dich schon tot?«

»Nein, das nicht. Und ich glaube auch nicht, daß die Häuser zerstört werden.«

Jetzt mußte sogar Muriel lachen. »Himmel, Jane, welche Welt baust du dir da auf?«

»Sei mir nicht böse, Muriel. Ich kann es dir schlecht erklären. Ich glaube daran, daß der Ort Beragh, seine Bewohner eingeschlossen, in eine andere Welt transportiert worden sind. Du kannst auch Dimension dazu sagen, wie auch immer.«

»Das hört sich an, als würdest du diese Welt kennen.«

»Sicher.«

»Wie heißt sie denn? Hat sie überhaupt einen Namen? Oder ist sie nur ein Gebilde deiner Phantasie?«

Bisher hatte sich Jane zurückgehalten und ihrer Freundin nichts von Aibon erzählt. Sie hatte sie nicht durcheinanderbringen wollen, doch jetzt dachte sie anders darüber. »Diese rätselhafte Welt heißt Aibon, und sie wird auch das Paradies der Druiden genannt.«

Muriel Shannon mußte schlucken. »Aibon?« wiederholte sie leise.

»Tatsächlich Aibon?« Dann schüttelte sie den Kopf. »Sorry, aber diesen Namen habe ich noch nie gehört.«

»Das kann ich mir denken. Sie ist auch nur wenigen Menschen bekannt. Aber lassen wir es damit genug sein.«

»Nein, bitte nicht.« Muriel legte eine Hand auf Janes linken Arm. »Erzähl mir mehr über Aibon. Ich habe das Gefühl, als würde mich das beruhigen.«

»Meinst du?«

Sie nickte.

»Also gut, Muriel, dann…«

Der Schrei klang wie eine schrille Sirene. Muriel hatte ihn ausgestoßen.

Auch Jane konnte sich nicht mehr beherrschen. Nur stöhnte sie auf und spürte in derselben Sekunde den Adrenalinstoß, der durch ihre Adern jagte.

Dann trat sie das Bremspedal nach unten und würgte den Motor ab.

Der Golf stand.

Aber vor ihnen standen auch zwei Schatten!

***

Nicht geschafft! Nicht geschafft! Die beiden Wörter jagten durch

Janes Kopf. Sie fächerten auseinander wie Zacken, als wollten sie jede Ecke des Gehirns erreichen, und die kalte Gesichtshaut bekam einen Hitzeschwall, so daß sie sich rötete.

Beide Frauen rührten sich nicht. Bewegungslos hockten sie auf den Sitzen, denn auch die Schatten vor der Kühlerhaube rührten sich nicht vom Fleck. Sie standen da und warteten, als hätten sie alle Zeit der Welt.

Muriel hatte ihre Hände um die seitlichen Ränder des Sitzes gekrallt, als wollte sie ihn aus der Verankerung reißen. Sie bewegte die Lippen, ohne etwas zu sagen. Ihr war kalt geworden. Eine dünne Eisschicht hatte sich über ihren Körper gelegt, und das eingefrorene Gesicht wirkte verzerrt.

»Nein, nein…« Mehr brachte sie nicht hervor und senkte ihren Kopf, denn nach vorn konnte sie nicht mehr schauen. Die beiden Gestalten waren einfach zu schrecklich.

Jane Collins schaute sie an. Sie wunderte sich in diesen langen Sekunden über sich selbst, denn sie war plötzlich sehr ruhig geworden.

Es gab kein Zittern mehr, sie blieb nur starr sitzen, und ihre Blicke tasteten die Schatten ab.

Verändert hatten sie sich nicht. Noch immer sahen sie sehr dunkel aus.

Da mischten sich zwei Färb Varianten. Einmal ein tiefes Schwarz und zum anderen ein etwas helleres Grau. Die Schatten hatten scharfe Konturen. Jane wußte auch, daß diese unheimlichen Boten nur zweiund nicht dreidimensional waren. Bei ihnen waren nur die Breite und die Höhe vorhanden, nicht aber die Tiefe.

Es war plötzlich still geworden, nicht im Wageninnern, sondern draußen.

Jane hatte die Scheibe ein Stück heruntergekurbelt, deshalb fiel ihr dies auch so stark auf.

Es hatte keinen Sinn, wenn sie versuchten, aus dem Wagen zu fliehen.

Die Schatten waren immer schneller, das hatten sie wieder bewiesen, als sie jetzt vor ihnen standen.

Zeit verging.

Nicht für die Frauen.

Sie kamen sich vor, als säßen sie in einem Zeitloch, das auch ihr Denken beeinflußte.

Aber sie hatten Augen, und sie mußten mit ansehen, wie sich die beiden Schatten zugleich in Bewegung setzten und lautlos auf den Golf zuschwebten.

Auch Muriel hatte den Kopf wieder angehoben. Sie schaute ebenso zu wie Jane, aber sie sagte nichts mehr. Sie hatte sich mit ihrem

Schicksal abgefunden, denn beide Frauen konnten dieser Magie nicht entkommen.

Die Unheimlichen glitten in das Blech des Wagens hinein. Jane kam es vor, als würden sie sich bewußt langsam bewegen, damit sie und Muriel alles genau mitbekamen.

Es war unwahrscheinlich. Obwohl sie die Vorgänge bereits kannten, mußten sie jetzt erleben, wie schnell sich die Schatten weiterfraßen. Und das lautlos.

Die Hälfte der Kühlerhaube war bereits verschwunden. Und es ging weiter. Sie wehten heran wie gesichtslose Fahnen. Auf ihren Köpfen zeichneten sich sogar Hüte ab, denn sie waren damals das Markenzeichen der vier Tarling-Brüder gewesen.

Muriel hielt die Hände gefaltet und betete. Sie murmelte Reime aus ihrer Kinderzeit, und die Worte schienen ihr sogar Mut zu machen, denn jetzt lag auf ihrem Mund ein Lächeln.

Die Schatten kannten kein Pardon. Die Kühlerhaube wurde von ihnen locker geschluckt. Und sie drängten weiter vor, schoben sich lautlos der Scheibe entgegen und damit in die Nähe der Frauen.

Jane Collins hielt die Augen offen. Sie wollte jedes Detail des Verschwindens mitbekommen. Seltsamerweise war die Furcht aus ihrem Innern verschwunden und hatte einer starken Neugierde Platz geschaffen. Sie war sich sicher, daß sie nicht sterben würde, und plötzlich überkam sie eine große Spannung oder Erwartung.

Die Schatten waren da.

Die Scheibe gab es nicht mehr. Auch das Lenkrad löste sich auf, und dann kamen sie über die beiden Frauen.

Jane verließ sich ganz auf ihre Gefühl. Sie rührte sich nicht, sie merkte nur, wie etwas Kaltes ihren Körper umklammerte und dabei alle Umrisse nachzog wie ein feuchter Riesenwurm.

Vor ihr verschwand die Helligkeit. Graue Farben tanzten vor ihren Augen, nahmen an Tiefe zu und wurden zu einem lichtlosen Schwarz. In dieser Sekunde wußte Jane, daß es die Schatten geschafft hatten, sie völlig zu umfangen, aber sie wunderte sich darüber, daß ihr Gehirn noch funktionierte, denn sie schaffte es auch, normal zu denken. Diesen Vorgang hatten die Schatten nicht beeinträchtigen können.

Jemand zerrte sie weg.

Sie flog, sie schwebte.

Das dunkle Tor, die andere Welt, der andere Geruch. Alles war anders als sonst.

Feuchte Luft, auch warme.

Neben sich hörte sie ein leises Stöhnen, und sie war froh darüber, daß Muriel noch lebte.

Dann öffnete sie die Augen.

Jane Collins sah - und staunte…

***

Blei in den Beinen. Feuer in der Brust, das für die starken Schmerzen verantwortlich war. Jeder Schritt wurde zur Qual, aber der einsame Wanderer biß die Zähne zusammen und setzte seinen Weg fort. Er mußte ihn fortsetzen, um noch etwas retten zu können, denn seinen Partner hatte er bereits verloren.

Ach so, der einsame Wanderer war ich!

Es war ein verfluchter Weg gewesen, und ich wußte nicht, wie viele Kilometer ich bereits zurückgelegt hatte. Es wäre normalerweise kein Problem für mich gewesen, aber in diesem Falle schon.

Ich mußte mich beeilen, um an mein Ziel zu gelangen. Deshalb war ich auch nicht gegangen, sondern gelaufen, und diese lange Strecke zurück nach Beragh, die mit dem Wagen kein Problem war, hatte sich für mich zu einer reinen Marterstrecke entwickelt. Seitenstiche, Herzklopfen, die überlauten klopfenden Geräusche, Echos, die ich in meinem Kopf hörte, und dann die verdammte Schwere in den Beinen.

Trotzdem machte ich weiter, wenn auch nicht so schnell. Zudem war ich einfach zu Beginn viel zu schnell gelaufen. Zwar verfügte ich über eine gute Kondition, aber ich war kein trainierter Jogger und erst recht kein Supermann. Ich hatte gelernt, nie aufzugeben, und auch in diesem Fall zog ich es durch.

Fall! Ja, es war ein Fall, aber was für einer! Es ging dabei um vier ehemalige IRA-Terroristen, die Tarling-Brüder, die auf eine ungewöhnliche Weise ums Leben gekommen waren, denn in ihren Gräbern hatte man keine normalen Leichen mehr gefunden, sondern nur eine grüne Masse. Sie selbst waren als Schatten in der normalen Welt wieder erschienen und hatten die fatale Eigenschaft, alles zu verschlucken, was sich in ihrem Umkreis bewegte.

Sie holten es weg. Ob Menschen wie Suko, ob Autos, Häuser oder anderes. Nichts war vor ihnen sicher, und ich wußte, daß sie in einer unmittelbaren Verbindung zu Aibon standen. Das hatte mir der Rote Ryan berichtet, und er war bei unserem Treffen sehr traurig gewesen, denn durch das Entstehen der Schatten war es seinem Todfeind Guywano gelungen, sich einen Teil der positiven Seite des Landes Aibon einzuverleiben.

Wenn es so weiterging, dann gab es bald nur mehr die böse, die schreckliche Fratze dieses rätselhaften Landes zwischen den Dimensionen.

Ich wußte dies, und der Rote Ryan hatte mir geraten, wieder nach Beragh zurückzukehren, um dort zu retten, was noch zu retten war. Viel Hoffnung hatte ich nicht, aber ich war weiter gelaufen. Kilometer für Kilometer. Nur wenige Pausen hatte ich eingelegt, um mich an dem Bach zu erfrischen, der meinen Weg begleitete.

Leben bedeutet Kampf, und das war mir in der letzten Stunde wieder

einmal drastisch vorgeführt worden. Jeder Schritt nach vorn hatte mich Überwindung gekostet, aber ich kam voran, und ich wußte, daß ich nur noch einen kleinen Abhang überwinden mußte, um endlich Beragh zu erreichen, wo hoffentlich Jane Collins und Muriel Shannon auf mich warteten. Meinen Freund Suko hatte ich abschreiben müssen. Er war vor meinen Augen zusammen mit unserem Leihwagen in den unmittelbaren Bereich der Schatten geraten und verschwunden.

Um mich hatten sie sich nicht gekümmert. Aus Gründen, die ich nicht kannte, aber ich vermutete dahinter schon eine gewisse Taktik, denn auch Dämonen wie Guywano beherrschten die Klaviatur der List, der Täuschung und der Grausamkeit meisterhaft.

Der Hang lag vor mir. Er war nicht mal besonders steil, doch in meiner jetzigen Lage kam er mir vor wie die letzten hundert Meter zum Gipfel des Mount Everest, den ein besessener Bergsteiger ohne Sauerstoffmaske bezwingen wollte.

Laß dich nicht hängen, John! Es ist nur dieser eine verdammte Hang.

Sieh zu, daß du ihn schaffst. Mach weiter. Kämpf dich hoch. Du packst das. Du bist kein Schwächling, verflucht!

So machte ich mir Mut. Noch einmal wischte ich durch mein schweißfeuchtes Gesicht und über die Augen hinweg, dann nahm ich den letzten Hang in Angriff.

Ich hatte mich zuvor etwas ausgeruht, und auch mein Atem war wieder ruhiger geworden. Irgendwann gewöhnt man sich an alles, sogar an verdammt extreme Lagen.

Der Hang war mit grauem Wintergras bewachsen. Mannshohe Steine bedeckten ihn. An manchen stützte ich mich ab. Ich konnte die Straße sehen, die auf Beragh zuführte, aber ich hatte sie nicht genommen, denn kurz vor dem Ort schlug sie einen zu großen Bogen, der einen weiten Umweg für mich bedeutet hätte.

Meine Gedanken kreisten jetzt um Jane Collins und Muriel Shannon. Es war mir nicht recht gewesen, die beiden Frauen allein zurückzulassen, aber Suko und ich hatten uns den Ort anschauen wollen, wo alles begonnen hatte und die vier Tarling-Brüder in den Kreislauf der Aibon-Magie hineingezogen worden waren.

Daß sich Guywano der Menschen bediente, war mir neu, aber der Rote Ryan hatte mir gesagt, daß er immer wieder nach Möglichkeiten suchte, um Aibon völlig unter seine grausame Kontrolle zu bringen.

Die letzten Meter. Zum Glück nicht mehr so steil. Außerdem ging es mir besser. So kurz vor dem Ziel hatte ich mich irgendwie an die Anstrengungen gewöhnt, und ich spürte auch wieder den Funken Hoffnung, der mich durchtanzte.

Die Straße führte direkt auf die Kapelle zu. Ich sah den kleinen Turm und die Schatten der wenigen Gräber davor. Beim Anblick der Kapelle fühlte ich mich erleichtert.

Dann war ich oben im Ort angekommen, und ich schaute, schaute und schaute…

Etwas in mir zerbrach. Ich hörte mich selbst stöhnen. Es war ein Laut, der mich erschreckte. Das Blut zog sich aus meinem Gesicht zurück. Ich kam mir vor wie eine lebende Leiche. Ich spürte hinter meinen Augen einen wahnsinnigen Druck, und meine Kehle war noch trockener geworden. Auch wenn ich es gewollt hätte, es wäre mir nicht möglich gewesen, auch nur ein Wort hervorzubringen.

So stand ich da und staunte.

Nein, ich sah keine Ortschaft mehr, denn die war verschwunden!

***

Jetzt merkte ich auch die Erschöpfung wieder, die mich schon einmal auf dem Weg hierher erwischt hatte. Meine Beine gaben nach, der Schwindel packte mich ebenfalls, und ich war froh, in der Nähe einen weißen Stein aus dem Boden wachsen zu sehen, der so hoch war, daß ich mich setzen konnte.

Da blieb ich hocken. Die Hände vor das Gesicht geschlagen. Um mich herum eine tiefe Stille. Über mir der graue Himmel, der wie ein schmutziges Leichentuch wirkte.

Wie ich mich fühlte! Allein, verloren, verlassen, regelrecht ausgepreßt und ausgelaugt. Es gab keine Kräfte mehr, die ich mobilisieren konnte, zumindest nicht in den folgenden Minuten. Erst mußte ich mit diesem Schlag des Schicksals fertig werden, und daß es ein Schicksalsschlag war, davon ging ich aus.

Gekrümmt hockte ich auf dem Stein. Muskelkrämpfe setzten mir zu, besonders schlimm in den Waden.

Was war geschehen?

Eine Frage, die mich immer wieder quälte. Ich hatte etwas mit den eigenen Augen gesehen, das es eigentlich nicht geben durfte, und ich redete mir jetzt ein, einer Täuschung erlegen zu sein. Aber konnte man sich so irren? War ich durch das Laufen dermaßen erschöpft, daß ich etwas sah, was es nicht gab? Hatte ich Halluzinationen?

Nein, nein, nein, John! redete ich mir ein.

Meine Hände, die das Gesicht für eine Weile bedeckt hatten, sanken nach unten. Ich legte sie auf die Oberschenkel, hielt den Blick aber noch gesenkt und traute mich zunächst nicht, in Richtung Beragh zu schauen.

Es war die Scheu vor der unglaublichen Wahrheit, die mich davor zurückhielt. So etwas war mir noch nie widerfahren, damit kam ich einfach nicht zurecht.

Irgendwann stand ich doch auf. Der Wind war mir zu kalt geworden. Wie zahlreiche Eisfinger durchstreifte er meine Kleidung. Ich wußte auch, daß es nicht nur an der Kälte lag, daß ich so fror. Da gab es

noch andere Dinge, die mit meine Psyche zu tun hatten.
Wieder schaute ich hin.
Mein Mund zuckte. Ich sagte Worte, die ich selbst nicht verstand. Nein, der Ort war verschwunden. Es gab Beragh nicht mehr. Eine unheimliche Macht hatte ihn einfach von der Erde getilgt.
Schatten…
Vier waren es.
Schatten, die fraßen - oder…?
Wo sonst Häuser gestanden hatten, die zumindest etwas Schutz vor dem Wind boten, war jetzt nichts mehr zu sehen.
Und wenn ich genau hinschaute, dann sah ich große Flecken auf dem normalen Boden. Das waren genau die Stellen, wo einmal die Häuser gestanden hatten. Nur leere Gärten waren zurückgeblieben.
Die kleine Kirche existierte noch, ebenso der Friedhof in ihrer unmittelbaren Nähe.
Und ich sah noch eine Ruine, denn ein Haus war es nicht mehr. Erst beim dritten Hinschauen war mir dieser Bau aufgefallen, zudem stand er ziemlich weit von mir weg an der gegenüberliegenden Seite der ehemaligen Ortschaft. Wenn ich mich nicht irrte, dann mußte es das Haus sein, in dem Muriel Shannon wohnte oder gewohnt hatte.
Der letzte Gedanke schockte mich.
Hatte?
Sie war weg, und auch von Jane Collins sah ich nichts. Beide schienen Opfer der verfluchten Schatten geworden zu sein. Ich fragte mich, wie es für mich weitergehen sollte, denn ich kam mir vor wie der letzte überlebende Soldat auf verbrannter Erde. Eine traurige Gestalt, die den Kampf gegen die Flügel einer Windmühle aufgenommen und letztendlich verloren hatte.
Und so ging ich auch auf den ehemaligen Ort zu. Langsam und schleppend, wie jemand, der eine schwere Last zu tragen hat. Nichts war mehr da. Keine Häuser, keine Menschen, keine Tiere, keine Autos, keine Fahrräder, Ställe, Zäune oder Karren. Alles war verschwunden und weggeschafft worden.
Wohin?
In ein Zeitloch, um nicht mehr aufzutauchen? Vielleicht in eine andere Welt oder Dimension, wo fremde, unheimliche Mächte regierten, die Menschen nur als Opfer ansahen?
Es war alles möglich, aber meine Gedanken blieben schon am sogenannten Paradies der Druiden, an Aibon, hängen. Und natürlich an deren Herrscher, an Guywano.
Der Rote Ryan hatte mich gewarnt, und es war nicht grundlos geschehen, wie ich jetzt mit eigenen Augen sah. Ich bewegte mich durch eine ungewöhnliche Leere. Auch mit der Situation an sich kam ich nicht zurecht. Noch immer standen in meiner Vorstellungskraft die

Häuser an den Stellen, wo sie hingehörten, aber sie waren in Wirklichkeit nicht da.

Ich sah nur die leeren Flecken.

Tausend und mehr Flüche hätte ich ausstoßen können, aber nicht einer drang über meine Lippen, weil es einfach keinen Sinn hatte und nichts brachte. Ich war leider nicht in der Lage, etwas zu verändern und Menschen und Häuser zurückzuholen.

Mittlerweile hatte ich mir auch ein Ziel ausgesucht. Etwas mußte ich einfach tun, und deshalb wollte ich dem Haus der Muriel Shannon einen Besuch abstatten, obwohl es an seiner Rückseite ein großes Loch aufwies.

Das Haus lag direkt in meinem Blickfeld. Ich näherte mich ihm von der Rückseite und behielt das Dach im Auge. Das war zum Glück von den Schatten verschont worden. Es gab weder Löcher noch Risse. Kompakt wie immer lag es auf den Mauern, wobei manche Schindeln von einem grünen Moosstreifen überzogen waren.

Rechts von mir lag auf dem flachen Hügel der Friedhof. Ich sah die Grabsteine und erinnerte mich wieder an die grüne Masse, die anstelle der Körper in den Gräbern ihren Platz gefunden hatte.

Auch diese Art der unnatürlichen Verwesung hatte mit Aibon und dessen Magie zu tun. Möglicherweise existierte sogar eine Verbindung zwischen den Gräbern hier und dem Paradies der Druiden.

Das Haus rückte näher. Einzelheiten interessierten mich nicht mehr. Der Wind umwehte meine Ohren und hatte sie kalt werden lassen. Aber mein Gehör funktionierte, obwohl ich zuerst dachte, einer akustischen Täuschung erlegen zu sein. Als ich stehenblieb und mich konzentrierte, da hörte das Singen nicht auf.

Ja, es stimmte - jemand sang!

Und es war ein Mann, der dieses alte irische Volkslied sang.

Greensleeves, ein melancholisches Lied.

Ich blies meine Wangen auf, stieß dann die Luft aus und blieb stehen, um diesen traurigen Gesang der reifen, tiefen Stimme zu lauschen. Es hörte sich nicht unangenehm an, auch wenn der Mann hin und wieder Pausen machte, wenn ihn die Tränen übermannten.

Und noch etwas war mir aufgefallen. Der Gesang klang aus dem Haus, das Muriel Shannon gehörte. Demnach hatte einer überlebt. Er war nicht von den Schatten geholt worden, und er konnte mir unter Umständen als Zeuge dienen, und das war schon die halbe Miete. Deshalb zögerte ich auch nicht länger und ging die letzten Meter mit schnellen Schritten. An der offenen Seite blieb ich für einen Moment stehen. Ich nahm jetzt wahr, daß der Gesang aus der oberen Etage kam, und da wollte ich hin.

Die nächste Überraschung erlebte ich im Haus. Die Einrichtung war mir bekannt, und ich wußte, daß sich Muriel Shannon viel Mühe

gegeben hatte, den Raum nett und gemütlich zu gestalten. Nichts davon war noch vorhanden, abgesehen von einem einsam dastehenden Stuhl, der trotz der Leere wie ein Fremdkörper wirkte.

Das Zimmer machte einen kahlen und abweisenden Eindruck. Daran konnte auch die helle Tapete mit den blaßfarbigen Figuren nichts ändern. Ich erlebte das glatte Gegenteil zu früher.

Es war kalt geworden, sehr kalt. Auch bedingt durch den Durchzug.

Deshalb stellte ich den Kragen meiner Jacke noch höher, bevor ich mich der Treppe zuwandte, die zum Glück nicht verschwunden war. Eine Hand auf das Geländer gelegt, blieb ich stehen, schaute die Stufen hoch und horchte dem Gesang, der leiser geworden war, als wäre der Sänger an seiner eigenen Traurigkeit erstickt. »Hallo!« rief ich.

Der Mann sang weiter. Allerdings nur wenige Sekunden, dann brach er mitten in der Strophe ab.

»Hören Sie mich?«

Da ich keine Antwort bekam, stieg ich die Treppe hoch. So laut, daß mich der Mann oben hören mußte. Ich sprach ihn auch weiter an, weil ich ihn beruhigen wollte. Er brauchte keine Angst zu haben, denn ich war gekommen, um ihm zu helfen.

Die letzte Stufe lag hinter mir, als ich eine Antwort bekam. »Sind Sie es, Mr. Sinclair?«

»Ja, Mr. Tarling.«

»Kommen Sie her. Gehen Sie durch die Tür in das Schlafzimmer. Alles ist offen. Hier ist sowieso alles offen, das werden Sie inzwischen ja bemerkt haben.«

Noch bevor ich die Schwelle übertreten hatte, sah ich Gordon Tarling. Er hatte sich im Bett aufgesetzt, um mich sehen zu können. Ich wunderte mich darüber, daß er sogar seine Winterjacke trug, was aber bei diesen Temperaturen kein Fehler war. Am Fußende blieb ich stehen, und wir schauten uns an.

Gordon Tarling wies neben sich. »Sie können sich auch hinlegen, Mr. Sinclair. Platz genug ist vorhanden.«

»Das hatte ich eigentlich nicht vor.«

Er winkte ab. »Was soll man sonst hier noch tun? Warten, nur warten. Vielleicht sogar auf den Tod.«

»Wollen Sie so schnell sterben?« fragte ich ihn.

»Kann doch sein.«

»Nein, wenn noch eine Chance besteht, dann…«

»Hören Sie auf, Sinclair. Sie und ich sind die Verlierer. Ich habe meine Söhne verloren, und ihnen ist es nicht gelungen, ihre Schatten zu stellen. Sie geistern durch den Ort und…«

»Sorry, Mr. Tarling, das tun sie wohl nicht mehr.«

»Ach«, sagte er erstaunt. »Und woher wissen Sie das?«

»Weil es Beragh nicht mehr gibt. Der Ort ist verschwunden. Einfach so. Es stehen nur noch dieses Haus und die kleine Kapelle auf dem Friedhof. Ansonsten ist alles weg.«

Tarling schwieg, aber er hatte in dieser Pause nachgedacht und fragte leise: »Die Menschen auch?«

»Ja.«

»Was ist mit Jane Collins und Muriel?«

Ich hob die Schultern.

Gordon Tarling räusperte sich. »Ja«, sagte er, ohne sich selbst bestätigen zu wollen. »Die beiden sind nicht mehr hier. Sie haben mich mitnehmen wollen, als sie fuhren.«

Ich horchte auf. »Fuhren?« hakte ich nach.

»Sie haben Muriels Wagen genommen.«

»Und? Sind sie weggekommen?« Plötzlich war ich nervös geworden. »Haben Sie es geschafft?«

Tarling blies seinen Atem aus, in dem noch immer ein Hauch von Whiskey mitschwang. »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, Sinclair, aber ich habe gehört, wie sie abgefahren sind. Mehr weiß ich auch nicht. Jedenfalls wollte ich hier im Zimmer bleiben und auf meine Söhne warten, denn ich weiß, daß sie kommen werden. Da bin ich mir sicher, sehr sicher.«

»Denken Sie daran, daß Ihre Söhne nicht mehr das sind, was sie einmal waren?«

Er wurde ärgerlich. »Was soll das heißen?«

»Es kann durchaus sein, daß sie in ihrer jetzigen Existenz keine Rücksicht mehr auf ihren Vater nehmen.«

Gordon Tarling überlegte. Mit dem Knöchel seines linken Mittelfingers rieb er seinen Augendeckel. Seine spätere Antwort klang nicht einsichtig. »Ich glaube nicht, daß meine Söhne ihrem Vater etwas antun werden. Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Schauen Sie mich an. Ich bin nicht verschwunden, sondern existiere weiter. Ist das nicht ein Vorteil, Mr. Sinclair?«

»Das gebe ich zu.«

»Und deshalb bin ich auch geblieben.« Er wies mit dem Finger auf mich.

»Das hat schon alles seine Richtigkeit gehabt, glauben Sie mir.« Seine Traurigkeit war verschwunden. Er hatte sich wieder gefangen und schwang die Beine über die Bettkante. »Und jetzt werde ich einen Blick aus dem Fenster werfen.«

»Tun Sie das.« Ich trat zur Seite, damit er Platz hatte, an mir vorbeizugehen. Je näher er dem kleinen Fenster in der Seitenwand kam, um so langsamer bewegte er sich, wie ein Mensch, der Angst hat, mit der Wahrheit konfrontiert zu werden. Er schaute sich sogar noch um, aber ich sagte nichts.

Vor dem Fenster blieb er schließlich stehen, schaute hinaus, und ich blickte auf seinen Rücken. Gordon hielt sich an der Fensterbank fest, was auch nötig war, denn er schwankte ganz ordentlich. Er mußte jetzt das gesamte Ausmaß der unheimlichen Veränderung mitbekommen haben, denn gerade aus dieser Höhe war der Ausblick mehr als gut.

Dann zitterte er. Ich hörte ihn auch schluchzen. Für Gordon Tarling, der aus Beragh stammte, mußte in diesen Augenblicken eine Welt zusammengebrochen sein. Ein Mensch, der sein Dorf von Kindheit her kannte, war nun mit einer Leere konfrontiert, die man so einfach nicht verkraften konnten. Da gab es kein Haus mehr, und sicherlich verband er mit jedem einzelnen Haus auch eine Erinnerung.

Das alles war innerhalb kürzester Zeit gelöscht worden, damit konnte er nicht zurechtkommen.

Als er sich schwerfällig und mit weichen Beinen umdrehte, war ich sofort bei ihm. Meine Stütze tat ihm gut, aber er schaute nicht mich an, sondern ins Leere, hielt den Kopf dabei halb gesenkt und schüttelte ihn.

Ich drückte den Mann aufs Bett. Er strich mit seiner Hand über das grauweiße Haar und ließ den Arm langsam sinken.

»Es waren meine Söhne«, sagte er schließlich. »Es war mein eigen Fleisch und Blut, das Beragh zu einem verlassenen Ort gemacht hat. Alles ist weg, die Häuser, die Menschen, einfach alles.« Er schnaubte laut. »Ich kann es nicht fassen.«

»Bitte, Mr. Tarling, Sie müssen sich von dem Gedanken lösen, daß es Ihre Söhne gewesen sind. Damit quälen Sie sich nur selbst. Es waren nicht Ihre Kinder.«

»Doch!«

»Nein, es gibt sie nicht mehr, so wie Sie Jack, Hughes, Brian und Otis kennen. Diese vier sind zu Schatten geworden. Sie gerieten in den Kreislauf einer unheimlichen Macht, der es gelang, sie dermaßen zu verändern.«

»Sie können mich nicht trösten.«

»Das möchte ich trotzdem. Wehren Sie sich dagegen, daß es Ihre Söhne waren. Behalten Sie sie in Erinnerung, nur das kann ich Ihnen raten. Aber nicht als Schatten, sondern als lebende Personen, wie Sie die vier auch kennen.«

»Ich kann es nicht mehr«, murmelte er. »Ich habe ihnen viel verziehen. Auch ihre Zeit bei der IRA. Da habe ich sie sogar indirekt unterstützt, indem ich sie nicht verriet. Keiner aus dem Ort hat sie verraten, obwohl sie von den Engländern gesucht wurden. Hier in der Republik hatten sie ihr Versteck. Von hier aus gingen sie dann nach Belfast. Aber das ist vorbei, alles ist vorbei, Mr. Sinclair, damit muß ich mich abfinden.« Er deutete auf das Fenster. »Sie haben selbst

gesehen, daß es Beragh nicht mehr gibt. Ich bin übriggeblieben, und ich frage mich, was ich hier noch soll.«

»Ja, Mr. Tarling, die Häuser und Menschen sind verschwunden. Das muß aber nicht heißen, daß es für alle Zeiten geschehen ist. So können Sie das nicht sehen.«

Er schaute mich an und lächelte. »Ich verstehe nicht, daß Sie in dieser Lage noch scherzen können. Menschen und Häuser sind verschwunden. Wollen sie beide wieder herzaubern?«

»Nein, das nicht.«

»Dann finden Sie sich damit ab!«

Ich schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, Mr. Tarling, ich gehöre zu den Menschen, die so etwas nicht tun. Ich bin nicht grundlos hier erschienen, und ich habe mittlerweile auch mehr erfahren. Es muß nicht sein, daß Beragh für alle Zeiten verschwunden bleibt. Der Ort und seine Bewohner sind nur für einen begrenzten Zeitraum in ein Dimensionsloch gesackt. Was die andere Macht damit bezwecken will, weiß ich noch nicht. Aber ich werde es herausfinden, darauf können Sie sich verlassen, und dabei spielen Ihre Söhne eine nicht unbeträchtliche Rolle. Ich glaube fest daran, daß die Schatten noch hier sind. Wenn nicht, dann schaffen sie es zumindest, sich von einer Dimension in die andere zu bewegen, und ich baue darauf, daß sie mich mitnehmen.«

Gordon Tarling grinste nur. Er sah etwas dümmlich dabei aus. Das war möglicherweise beabsichtigt. Dann sagte er: »Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen nicht folgen kann?«

»Natürlich, es ist auch schwer.«

»Danke.« Er legte sich wieder hin. »Ich werde in den nächsten Stunden nachdenken, was ich machen soll - und entscheide, was für mich am besten ist.«

»Daran kann ich Sie nicht hindern, Mr. Tarling, aber Sie sollten bedenken, daß nicht alles im Leben aus einer Einbahnstraße besteht. Manchmal gibt es ein Zurück.«

»Für meine Söhne nicht mehr.«

»Das stimmt, aber Sie, Mr. Tarling, sind Sie. Und das sollten Sie nicht vergessen.« Ich nickte ihm zum Abschied zu, was er nicht sah, weil er den Kopf zur Seite gedreht hatte. Doch aus dem Zimmer hörte ich ihn weinen.

Diesmal ging ich leise die Treppe nach unten. Auch ich wußte nicht, was ich unternehmen sollte. Ratlos wie selten blieb ich im ehemaligen Wohnzimmer stehen und betrachtete durch das Fenster den Turm der kleinen Friedhofskirche.

Auf einmal hörte ich den Klang der Flöte!

Und das war einfach wunderbar. Bisher war ich mir verloren vorgekommen, nun, als mich die Klänge erreichten, änderte sich dies.

Es war die Musik, die mir Hoffnung machte, denn nur einer spielte so beherrschend auf dem Instrument, der Rote Ryan. Jetzt war mir klar, daß noch nicht alles verloren war. Der Rote Ryan stand auf meiner Seite, obwohl er nicht in diese Welt gehörte. Aber irgendwo gibt es immer wieder eine Ebene, wo sich Menschen treffen können, auch wenn sie sehr verschieden sind. Es hatte schon einige Zeit gedauert, bis der Rote Ryan und ich Vertrauen zueinander gefaßt hatten, doch die Zeiten lagen lange zurück. Wir konnten uns aufeinander verlassen.

Inzwischen hatte ich das Haus verlassen und hielt Ausschau nach dem Besucher. Der Klang seiner Flöte wies mir den Weg, und mein Blick glitt zum Friedhof hoch. Dort sah ich ihn stehen, einsam, verloren und für diese Welt so völlig unpassend gekleidet. Er wirkte wie bestellt und nicht abgeholt.

Er wußte jetzt, daß ich ihn entdeckt hatte und ließ sein Instrument sinken. Durch mein Zuwinken gab ich ihm das Zeichen, dort zu bleiben, wo er war. Ich hatte mich inzwischen von meinem langen Lauf erholt und eilte ihm entgegen.

Der Rote Ryan schaute mich nicht an. Er sah sich um, als wollte er die Umgebung genau kontrollieren. Seine Mimik blieb mir verborgen, erst als ich kurz vor ihm stoppte, blickte er mich an. Seine Augen kamen mir irgendwie verwässert vor, auch das ganze Gehabe ließ nicht darauf schließen, daß wir uns auf der Siegerstraße befanden, aber das konnte ich mir auch einbilden.

»Du weißt, wie es hier einmal ausgesehen hat?« erkundigte ich mich bei ihm. »Nein, es ist mir neu.«

»Hier gab es den Ort Beragh«, klärte ich ihn auf. »Ein Dorf mit Häusern und Menschen. Mit einer intakten Infrastruktur, aber das alles ist verschwunden, bis auf zwei Reste. Ein halbzerstörtes Haus und die Kapelle hinter dir.«

Er nickte mir zu. »Ich kann es mir vorstellen. Guywanos Schatten haben sich hier austoben können.«

»Was sie auch taten.« Der Rote Ryan hob die Schultern. »Du mußt dich wie ein Verlierer fühlen, John, das kann ich mir vorstellen, aber noch ist nicht alles verloren. Du mußt versuchen, Guywano zu stoppen. Und nicht nur du. Ich werde versuchen, dir zu helfen.«

»Guywano stoppen?« Beinahe hätte ich gelacht, unterdrückte es aber.

»Nein, ich glaube nicht, daß ich dies schaffen kann. Schau dich nur um. Wo stehen wir denn? In einer Leere. Da ist nichts mehr, was uns voranbringt.«

»Das stimmt schon.«

»Dann müßte ich nach Aibon.« Ryan nickte nicht. Er schüttelte auch nicht den Kopf. Er blieb auf eine ungewöhnliche Art und Weise neutral. »Aibon könnte für dich nicht so gut sein, John.«

»Warum?«

»Dort befindet sich Suko. Er lebt. Du kannst dich auf ihn verlassen, aber andere sind wichtiger, denke ich mir.«

»Denkst du an die Schatten?«

»Ja, John Sinclair, an die Schatten. Sie sind die Wanderer zwischen den Welten, und sie können die Grenzen blitzschnell hinter sich lassen, ohne daß dies zu messen ist.«

»Was genau haben sie vor?«

»Das weißt du, John. Sie sollen für Guywano vernichten. Sie sollen endlich das erreichen, wofür er überhaupt lebt. Wonach er sich gesehnt hat. Wovon er geträumt hat. Er hat es immer wieder verstanden, über die Grenze in den anderen Teil des Paradieses zu gehen, aber er konnte nie so effektiv sein wie die Schatten. Sie sind in der Lage, Dinge zu schlucken, einfach verschwinden zu lassen, wie sie es hier vorgemacht haben, und das ist Guywanos Trumpf. Er rechnet damit, daß seine Schatten unseren Teil des Reiches einfach schlucken. Wenn das geschieht, bleibt nur noch seine Hälfte übrig. Ist das logisch, John?«

»Keine Frage. Und wann ist es soweit?«

Der Rote Ryan mußte passen und hob die Schultern.

Die Antwort reichte mir nicht, und ich sprach weiter. »Warum hat er nicht schon längst deine Hälfte Aibons durch die Schatten verschwinden lassen?«

»Das ist die Frage«, gab der Rote Ryan zu.

»Hast du eine Antwort?«

Wieder hob er die Schultern. »Ich kann mir das nur so vorstellen, daß die Schatten noch üben. Hier war es einfach, die Menschen und deren Häuser in die Gewalt zu bekommen, aber in Aibon gibt es mächtige Gegenkräfte, die es nicht wollen. Und so sind die Schatten in einer zwiespältigen Lage. Sie versuchen alles, sie testen, wie groß ihre Kräfte sind, und ich bin sicher, daß sie es irgendwann schaffen.«

»Moment mal«, sagte ich, »dann war das hier ein Test. Kann man das so sagen?«

»Irgendwo schon.«

Ich stellte dem Roten Ryan die Frage, die mir am stärksten auf dem Herzen brannte. »Gibt es denn diesen Ort noch? Oder ist Beragh für alle Zeiten verschwunden?«

»Nein.«

»Gut. Und die Menschen?«

»Leben auch noch.« Der Rote Ryan schränkte jedoch ein: »Aber verlassen kannst du dich auf Guywano nicht. Wer weiß, was ihm noch alles in den Kopf kommt. Er will ja die Macht. Der Ort hier war ihm einfach nur Mittel zum Zweck, John.«

»Ja«, sagte ich und wischte über meine Stirn. »Das sehe ich mittlerweile auch ein.«

»Unsere Position ist nicht gut«, gab der Rote Ryan zu.
»Stimmt. Vor allen Dingen nicht, wenn ich hier in meiner Welt stehe und daran denken muß, daß sich meine Freunde und andere Menschen in einer gewaltigen Gefahr befinden. Wichtig ist doch, daß wir Guywano seinen großen Trumpf wegnehmen, und das sind nun mal die Schatten. Weißt du, wie ich sie vernichten kann?«
Der Rote Ryan senkte den Kopf. Ich ließ ihn nachdenken, dann sagte er leise: »Ja, es gibt eine Möglichkeit.«
»Welche?«
»Sie ist sehr kompliziert, denn die Schatten sind jetzt ein Stück von ihm. Es ist anders, John, als du es dir vorstellst. Du kommst gegen sie nicht an, weder mit deinem Kreuz noch mit einer Kugel. Alles kannst du vergessen. Im Gegensatz zu deinen Freunden und den anderen Menschen sind die vier Brüder zuvor unter dem Aibon-Licht gestorben, und Guywano hat sich praktisch ihre Seelen geholt, mit denen er seine Pläne durchführen will.«
»Das weiß ich.«
Der Rote Ryan hatte die Ungeduld aus meiner Stimme herausgehört, aber er blieb gelassen, wie es eben seine Art war. »Bist du denn bereit, ein großes Risiko einzugehen?«
»Das bin ich.«
»Dann werde ich dich auch wieder nach Aibon mitnehmen.«
»Einverstanden.«
Er winkte ab. »Sei nicht zu optimistisch, John. Es kann auch schiefgehen.«
Heftig winkte ich ab. »Du weißt, daß ich es gewohnt bin, alles auf eine Karte zu setzen. Der Tunnel ist offen, Ryan. Ich will ihn gehen, ich will in dein Land.«
»Gut, dann laß uns verschwinden.«
»Moment. Eine Frage habe ich noch. Du hast mir bisher nicht gesagt, was ich zu tun habe.«
Die blaßgrünen Augen der Gestalt schauten mich lange an. Zumindest kam es mir so vor. Dann bekam ich die Antwort, und als ich sie gehört hatte, wurde ich blaß…

***

Mit einer derartigen Entdeckung hatte Suko nicht gerechnet. Deshalb tat er zunächst nichts und verhielt sich ruhig, wobei er versuchte, seine Augen an das wenige Licht zu gewöhnen, das diesen Dschungel durchdrang und an den Bäumen sowie auf dem Boden ein fleckiges Muster hinterließ. Hier und da tippte das Licht in das Astwerk hinein, erhellte einen Baumstamm oder zerfloß wie Wasser auf dem düsteren Untergrund des Waldes. Schräg über ihm hockte dieser kleine Teufel.
Ein Kobold, nicht verwunderlich in einem Land wie diesem und auch

nicht auf der positiven Seite, denn hier hatte Suko schon den Angriff des Flugdrachens erlebt. Die Grenze zwischen den beiden Reichen war nicht mehr so starr, sondern schon fließend geworden. Wie nebenbei kam ihm dieser Gedanke, und er bereitete ihm schon Sorgen.

Aber auch der Kobold sah gefährlich aus. Er war nicht mal halb so groß wie ein Mensch, das konnte Suko gut erkennen, und er hatte einen kompakten Körper, zu dem sehr lange Arme gehörten, so daß das Verhältnis nicht mehr stimmte. Die langen Arme mündeten in braune Hände mit knotigen Krallenfingern. Die spitzen Nägel waren für Suko keine Überraschung mehr. Mit diesen Krallen konnte ein Kobold wie er einen Baumstamm hochklettern.

Platt und flach war das Gesicht. Da gab es eine Nase, einen riesigen Mund mit scharfen Zähnen, böse Augen, einen ovalen Kopf, aber kein einziges Haar, das auf ihm wuchs. Dafür sahen die Ohren aus wie gebogene Pfeile, falls sie überhaupt als Hörorgan dienten.

Die Haut des Kobolds war nicht grün. Sie schimmerte in einem häßlichen, fleckigen Braun, sah hart aus wie der Chitinpanzer eines Käfers.

Der Kobold hatte seinen Spaß. Er kicherte wieder. Dann bewegte er seine Arme und riß sie hoch, ohne die liegende Haltung zu verändern.

Suko fragte sich, was das sollte. Er überlegte, ob er ihn mit der Peitsche angreifen sollte. Dazu hätte er auf den Baum klettern müssen. Aber auf der anderen Seite gab es etwas, das ihn davon abhielt, die Peitsche einzusetzen. Er konnte selbst nicht sagen, weshalb ihn dieses Gefühl überfallen hatte, doch Suko war es gewohnt, auf seine innere Stimme zu hören, das tat er auch in diesem Fall.

Der Kobold hatte sich ihm gezeigt. Er hätte ihn auch vorgehen lassen können und sich nicht melden müssen, also wollte er etwas von ihm, und darauf wartete Suko. Er war gespannt, wie dieser Kobold mit ihm kommunizieren wollte. Konnte er reden wie ein Mensch? Das Kichern zumindest war ihm gelungen.

Der Kobold bewegte sich wieder, senkte die Arme, stützte sich in seiner Nähe ab und nahm wieder eine bequemere Haltung ein. Er hatte sich jetzt zur Seite gelegt und schaute schräg auf den Inspektor herab. Dabei öffnete er sein Maul und schickte eine rötlich schimmernde Zunge hervor, die wie ein langer Gummifaden sofort wieder zurückschnellte, um in seinem Rachen zu verschwinden.

»Willkommen!«

Die Stimme, das eine Wort erwischte Suko, der so überrascht war, daß er sich beinahe verschluckt hätte, denn diese Begrüßung hatte er nicht erwartet.

»Du kannst reden?«

»Ja.«

Suko holte tief Luft. Er dachte über die Stimme nach. Sie hatte einen

normalen Klang, etwas dunkel vielleicht, auch scharf, überhaupt nicht verbindlich, und er dachte darüber nach, daß ihm die Stimme so fremd nicht vorkam.

Verdammt noch mal, ich kenne sie! Ich habe sie irgendwo schon einmal gehört. Nicht sehr oft, nur wenige Male. Aber sie war ihm trotzdem in Erinnerung geblieben.

»Was ist?« hörte er den Kobold fragen. »Hat es dir vor Überraschung die Sprache verschlagen?«

»So ähnlich.«

Der Kobold lachte wieder. Er schien sich wohl zu fühlen, und er sagte plötzlich: »Das ist mein Fluch, das ist meine Rache, denn die meisten haben mich unterschätzt, sie kennen mich nicht wirklich. Sie wissen nicht, was hinter mir steckt.«

Bei Suko war der Penny gefallen. Klack, hatte es in seinem Kopf gemacht. Er wußte Bescheid. Und damit wußte er auch, warum sich der Kobold so viel herausnehmen konnte. Er war zwar da, aber er war kein Kobold im eigentlichen Sinne, sondern jemand anderer, dem Suko nicht hatte begegnen wollen.

»Ich weiß es!« rief der Inspektor ihm zu.

»Was?«

»Ich weiß, wer du bist!«

Der Kobold riß sein Maul weit auf. Es war zu dunkel, um in seinen Rachen schauen zu können. Suko hätte ihm auch gern eine Kugel verpaßt, das aber hätte nichts gebracht, wenn dieser Kobold tatsächlich derjenige war, den Suko sich vorgestellt hatte.

»Wer bin ich denn?« rief das Wesen. »Los, sag es mir, wenn du so schlau sein willst!«

»Du hast dich verwandelt.« Suko machte es spannend. »Stimmt.«

»Ich wußte nicht, daß du es kannst, aber deine Stimme hast du nicht verändert.«

»Stimmt auch.«

»Dann bist du Guywano!«

Jetzt war es heraus, und Suko wartete gespannt auf die Reaktion des anderen. Er hörte ein Geräusch, als wäre neben ihm das Ventil einer Gasflasche geöffnet worden, so laut zischte es in seiner Umgebung.

Aber das stimmte nicht. Der Kobold hatte sich auf diese Art und Weise bemerkbar gemacht. Er war überrascht und wütend zugleich und richtete sich in seiner Astgabel auf. Die Krallen an den Füßen umklammerten einen Ast, damit er Halt bekam und nicht zu Boden fiel.

»Überrascht?« fragte Suko locker.

»Nein, jetzt nicht mehr.« Wieder kicherte Guywano. »Wir können mit offenen Karten spielen. Ich bin es tatsächlich. Ich bin Guywano. Ich bin der Herrscher in diesem Reich. Mir werden bald beide Hälften des

Paradieses gehören. Ich habe endlich die Möglichkeit gefunden und auch die entsprechenden Helfer.«

»Deine Schatten.«

»Richtig. Sie wurden als Menschen durch mich getötet. Aber in ihnen steckte die Kraft dieses Landes, und so waren sie keine normalen Toten. Ich war in der Lage, mir ihre Seelen zu fangen, die nun als Schatten durch das Land geistern und mir gehorchen. Sie sind meine Diener, Suko, meine ersten, meine besten, und alle anderen werden folgen. Auch du gehörst zu ihnen. Ich baue mir hier etwas auf. In einem Bereich, der zur anderen Seite zählt. Ich habe ihn besetzen können. Meine Diener sind überall, und ich bin es ebenfalls.«

»Was baust du auf?«

»Es ist schon soweit. Ich habe mir alles geholt, was ich brauche. Meine Schatten waren in der Lage, und wenn ich es für richtig halte, werden sie alles wieder vernichten können. Diesmal aber endgültig, das sollte dir klar sein.«

»Ich weiß noch nichts, Guywano. Warum sprichst du weiterhin in Rätseln?«

»Tue ich das?«

»Ja. Denn ich…«

»Vergiß es«, sagte der Druidenfürst. »Du mußt es einfach vergessen. Du bist zu einem Teil dieser Welt geworden, du gehörst jetzt zu ihr, und ich weiß genau, daß du nur dann entfliehen kannst, wenn ich es für richtig halte. Aber das wird nicht der Fall sein. Ich lasse dir noch etwas Freiheit, bevor dich die anderen holen…«

Mehr wollte der veränderte Guywano nicht sagen. Suko sah, wie sich der Kobold von einem Augenblick zum anderen auflöste. Eine grüne Lichtaura zog sich dabei wie eine lange Fahne durch das Astwerk des Baumes und wurde dabei zu einer anderen Person, zum echten Guywano.

Eine geisterhafte Gestalt in einer langen, ziemlich hellen Kutte schwebte über dieser Welt. Sie hatte ein knorriges Gesicht, uralt, durchzogen von tiefen Furchen und Runzeln. In diesem Gesicht lagen die Augen wie kalte Perlen, und aus den knorrigen Händen sprühte ebenfalls grünes Licht.

Dann war er weg. Seine Welt hatte ihn verschluckt. Er war wieder zu einem Teil dieses Reiches geworden und ließ Suko allein zurück. Der mußte sich leider eingestehen, daß Guywano an Macht gewonnen hatte.

Daß er in der Lage gewesen war, sich zu verwandeln, damit hätte Suko nie und nimmer gerechnet, so hatte er seine Macht ausbauen können, und sein Plan, das gesamte Land unter Kontrolle zu bekommen, stand dicht vor der Erfüllung. Das gefiel Suko überhaupt nicht, aber er konnte nichts dagegen tun, auch wenn er es gewollt

hätte.

Allein blieb er in diesem dichten, dschungelartigen Gewächs zurück. Er haßte diesen Ort der unheimlichen Begegnung und wollte ihn so schnell wie möglich verlassen.

Auf der Stelle drehte er sich um. Er dachte an seinen Wagen und schüttelte den Kopf, wenn er diese beiden so krassen Gegensätze miteinander verglich. Auf der einen Seite die uralte Magie, auf der anderen eben die Technik.

Seine Schuhe waren mit einem braunen, zähen Schlamm bedeckt. Er war froh, wieder härteren und trockeneren Boden zu erreichen, wo auch sein Audi parkte.

Guywano hatte von seiner Welt gesprochen, die er beherrschte. Das heißt, er hatte sie mit seinen Kreaturen gefüllt, die ihm sehr ergeben waren. Nach ihnen hielt der Inspektor Ausschau, bevor er die Tür aufschloß. Aber er sah sie nicht. Auch die Luft blieb rein. Es gab niemanden mehr, der auf einem Flugdrachen über die dichten Wälder und Hügel glitt. Und trotzdem steckte die Welt voller Gefahren. Der Kampf gegen den Lanzendämon war kein Traum gewesen. Da brauchte Suko nur die zerstörte Scheibe anzuschauen, deren Reste sich auf dem hinteren Sitz wie kleine Eiskörner verteilten.

Bevor er sich setzte, wischte er noch einige Glaskrümel vom Vordersitz.

Dann erst nahm er hinter dem Steuer Platz. Der Schlüssel steckte noch, und der Motor sprang auch an.

Für Suko gab es keinen anderen Weg, als nach vorn zu fahren, auch wenn sich der Weg dort verengte. Irgendwo würde es für ihn schon ein Durchkommen geben.

Er fuhr langsam. Er hatte auch die Seitenscheibe nach unten fahren lassen, so daß die warme, feuchtschwüle Aibon-Luft das Innere durchwirbeln konnte.

Es passierte nichts. Suko atmete trotzdem nicht auf, denn er wußte, daß in dieser Welt noch einige böse Überraschungen auf ihn warteten. Und er fragte sich auch, wie es seinem Freund John Sinclair ergangen war, den die Aibon-Magie nicht erwischt hatte…

***

Direkt neben Jane Collins hörte sie ein hechelndes Atmen, und sie fragte sich, wer das war. Ein Hund stand bestimmt nicht neben ihr. Es war auch kein Hund, sondern eine weibliche Person mit roten Haaren, einer blassen Haut und einem Gesichtsausdruck, der ein tiefes und ungläubiges Staunen zeigte.

Muriel Shannon hatte Janes Kopfdrehung mitbekommen. Jetzt streckte sie ihre linke Hand aus, um das Handgelenk der Detektivin zu umklammern. »Das ist unmöglich, Jane. Das kann nicht sein. Ich -

nein, wir befinden uns in einem Traum…«

»Es ist kein Traum.«

»Dann sehe ich das tatsächlich?«

»Ja.«

Jane war nicht so überrascht wie ihre Begleiterin, auch wenn sie noch immer staunte, aber sie hatte damit gerechnet, denn sie kannte sich in der Magie aus. Sie wußte, daß es Vorgänge gab, über die man besser nicht nachdenken, sondern sie einfach nur hinnehmen sollte, denn mit der Logik kam man dabei nicht weiter.

Sie standen am Ortsrand von Beragh. Diesen Ort kannten sie. Da stimmte jedes Haus, da war alles vorhanden.

Nur der Friedhof, die Kapelle und auch Muriel Shannons Haus fehlten, ansonsten war alles da. Nur standen die Häuser in einer anderen Umgebung. Es gab auch keine Vorgärten, keine Gassen, keine Pfade, kein Zäune um die Grundstücke herum. Der Ort selbst war wie neu in einem kleinen Tal auf der grünen Wiese aufgebaut worden. Über ihm schwebte kein grauer Himmel mehr, sondern der des Landes Aibon, der aussah wie eine türkisfarbene, straff gezogene Decke.

Keine Sonne, keine Sterne, kein Mond. Und trotzdem war Licht vorhanden, auch wenn es nicht so intensiv war wie das auf der Erde.

Aber es gab das Licht, und es breitete sich wie ein großer Teppich über dem Land aus.

Jane spürte den harten Druck der Hand. Ihre Freundin stand noch immer unter Schock. Es war ihr nicht möglich, auch nur ein Wort zu sagen, aber Jane wollte nicht außerhalb des Ortes stehenbleiben, sie mußte nach Beragh hinein, denn sie dachte nicht an die Häuser, sondern an die Bewohner.

Waren sie da, oder hatten sie sich auf dieser magischen Reise aufgelöst? Alles mußte sie leider in Betracht ziehen, denn noch zeigte sich niemand.

Als sie Muriel anzog, setzte sich die Lehrerin auch in Bewegung. Sie murmelte etwas vor sich hin, sie lachte dabei und weinte zugleich, während sie den Kopf schüttelte. Jane schnappte ein paar Namen auf, wahrscheinlich die Namen der Familien, die in Beragh lebten.

»Wir werden so schnell wie möglich nachschauen, was mit diesen Menschen geschehen ist«, versprach Jane. Es sollte so etwas wie ein Trost für Muriel sein.

»Es ist bestimmt niemand da, Jane.«

»Doch, in den Häusern.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja.«

»Und dann?«

Jane lächelte. »Das kann ich dir nicht sagen, Muriel. Wir werden uns jedenfalls überraschen lassen.«

»Ja, das müssen wir wohl.«
Etwa fünfzig Schritte hatten sie bis zum ersten Haus zurückzulegen, und Muriel sprach mit leiser Stimme den Namen der Familie aus, die dort lebte.
»Das sind die McNeals«, sagte sie. »Vater, Mutter, zwei Kinder und ein Großvater.«
»Kennst du sie?«
»Ja.«
»Dann werden wir auch mit ihnen reden können, Muriel, da bin ich mir sicher.«
»Aber ich nicht, Jane. Tut mir leid.«
Die Detektivin schwieg. Sie wollte Muriel nicht zu große Hoffnungen machen.
Denn um so tiefer würde die Enttäuschung sein, wenn es nicht klappte.
Sie schaute sich den Himmel an. Ja, er war glatt, anders von der Farbe, aber er war auch belebt, denn sie entdeckte Vögel, die ihre Kreise über dem Ort zogen.
Vögel?
Jane blieb stehen, um die Wesen genauer zu betrachten. Für Vögel waren diese fliegenden Tiere einfach zu groß. Die Spannweite ihrer Flügel konnte dem neutralen Betrachter schon Furcht einjagen, denn sie überragte selbst die eines Kondors.
»Was ist das?« Auch Muriel hatte die Tiere jetzt gesehen, die sich noch in einer bestimmten Höhe hielten und die Welt unter ihnen beobachteten.
»Es sind Aibon-Wächter. Guywanos Vasallen.«
»Bitte?« flüsterte Muriel. »Von was redest du da, Jane? Habe ich dich richtig verstanden?«
»Ja, das hast du, aber ich möchte dir keine Erklärung geben. Sei mir bitte nicht böse. Nimm es einfach hin - okay?«
»Ja, muß ich wohl.« Sie schüttelte sich wie jemand, der friert. »Was können wir denn noch tun?«
Jane enthielt sich einer Antwort. Aber auch ihr war die Bedrohung nicht verborgen geblieben, die sie umgab. Den Blick senkte sie wieder, um sich die nähere Umgebung besser anschauen zu können. Wenn sie nicht alles täuschte, betraten sie aus der Richtung den Ort, aus der sie ihn auch verlassen hatten. Das Haus der Muriel Shannon hätte eigentlich auf der linken Seite liegen müssen.
Dort stand es nicht, statt dessen befand sich ein kahler Fleck dort, und nicht weit entfernt entdeckte Jane ihren Opel Corsa. Er war neben einer Hauswand abgestellt worden.
Und der Golf?
Erst jetzt fiel ihr ein, daß sie beim Eintreffen hier nicht mehr in dem

Auto gesessen hatten. Sie mußten aus dem Fahrzeug herausgeholt worden sein, aber irgendwo entdecken konnte sie den Wagen auch nicht. Jane wollte mit Muriel darüber jedoch nicht reden. Sie wäre sonst noch mehr ins Grübeln geraten. Wichtig war jetzt, sich in dieser Welt zurechtzufinden oder sich anzupassen.

Sehr langsam ging sie weiter, und Muriel zog Jane nach rechts auf das Haus der McNeals zu. Es unterschied sich in der Bauweise nicht von den anderen. Nur die Fassade war etwas heller als die der übrigen. Es ließ darauf schließen, daß sie frisch gestrichen worden war. Wie auch die Fensterläden in ihrem dunklen Grün.

Das Dach sah grau aus. Aus den Lücken zwischen den Pfannen wuchsen dürre Grashalme. Die Pfannen selbst waren vom Moos bewachsen.

Muriel hatte sich auf die Fenster konzentriert. Hinter den blanken Scheiben sah sie keine Menschen, die sich bewegten oder nur in die Nähe der Scheibe gelangt wären. Zudem spiegelte sich darauf das türkisfarbene Licht und machte ein normales Hindurchschauen so gut wie unmöglich.

Die Lehrerin preßte ihre Hand auf die Brust, als sie tief Luft holte. »Du glaubst gar nicht, Jane, wie sehr mein Herz schlägt. Es ist schlimm. So etwas habe ich noch nie in meinem Leben durchgemacht.«

»Wir werden es überstehen, Muriel. Ich sage immer: So schnell stirbt man nicht.«

»Woher nimmst du nur deinen Optimismus?«

»Das hat mich das Leben gelehrt. Wer so viel durchgemacht hat wie ich, kann nur so denken.«

»Ja, mag schon sein.«

Die beiden Frauen hatten die Eingangstür mittlerweile erreicht. Auch sie war frisch gestrichen worden, und natürlich in einer grünen Farbe, der Insel Irland angepaßt.

»Hast du nicht gesagt, daß die Menschen in Beragh ihre Häuser niemals abschließen?«

»Habeich.«

»Dann werden wir wohl auch hier Glück haben.« Bevor Jane die Tür öffnete und Muriel sicherheitshalber einen halben Schritt zurückging, schaute die Detektivin noch einmal in den Himmel, denn die verdammten Flugtiere gingen ihr nicht aus dem Sinn.

Sie schrak schon zusammen, denn sie mußte erkennen, daß sie an Höhe verloren hatten und auch jetzt besser zu erkennen waren. Nein, das waren keine Vögel. Diese Wesen erinnerten eher an Flugdrachen mit ihren langen, spitzen Schnäbeln.

Jane betete, daß sie auch weiterhin nur die Menschen beobachten wollten und nicht eingriffen.

Über dem Türschloß befand sich die Türklinke. Sie ließ sich herunterdrücken.

So konnte Jane die Tür öffnen. Sie tat es vorsichtig. Die dabei entstehenden Geräusche ließen sich ertragen.

Jane und Muriel warfen einen ersten Blick in das Haus, aus dem ihnen eine bullige Wärme entgegenschlug.

Zu sehen war nichts. Es gab keine Bewegungen. Die Familie McNeal schien nicht im Haus zu sein, worüber sich Muriel allerdings wunderte.

»Das finde ich komisch«, sagte sie.

»Warum?«

»Sie sind eigentlich immer da. Die Kinder haben schon Osterferien, und Josh arbeitet als Schriftsteller zu Hause.«

»Wir werden uns umschauen.« Auf leisen Sohlen betraten sie das Haus.

Dabei schauten sie sich vorsichtig um, aber im Flur begegnete ihnen kein Mensch.

Es war sehr still. Wenn sich Leute in den Räumen aufhielten, schienen sie in einen tiefen Schlaf gefallen zu sein, was sich durch die Aibon-Magie erklären ließ.

Das Haus war größer als das der Lehrerin. In der Diele standen außer einigen Möbelstücken auch zwei mit Spielzeug gefüllte Körbe.

»Weißt du, wovor ich Angst habe, Jane?«

»Nein.«

»Davor, daß wir Leichen finden. Nur Tote. Eine ganze Familie. Und daß dies in jedem Haus so weitergeht und wir die einzigen Lebenden in einer Totenstadt sind.«

»Denk nicht daran.«

»Aber ich kann nicht anders«, schluchzte die Lehrerin.

Jane verstand sie nur zu gut. Sie wollte aus bestimmten Gründen nicht näher darauf eingehen und marschierte auf eine breite Schiebetür zu, die spaltbreit offenstand.

»Dahinter liegt die Küche«, flüsterte Muriel erklärend. »Sie ist sehr groß.«

Jane schob die Tür auf.

Die Einrichtung nahm sie kaum wahr. Wichtig war der klobige Holztisch, an dem einige Stühle standen, den aber auch zur Wand hin eine Eckbank schmückte.

Am Tisch saßen die McNeals.

Die Eltern, die Kinder und auch der Großvater. Im ersten Augenblick sahen sie tatsächlich aus wie Leichen, die jeden Augenblick umkippen konnten, und Muriel Shannon konnte den Schrei einfach nicht unterdrücken, bevor sie ihre linke Hand auf die Lippen preßte.

Jane drehte ihr den Kopf zu. »Es ist nicht sicher, daß die McNeals tot

sind.«
»Aber sie sehen so aus.«
»Das kann sein. Bitte, bleib du hier stehen. Ich sehe mir die Leute mal genauer an.«
»Gut.«
Jane ging langsam, dennoch konnte sie die knarrenden Geräusche nicht vermeiden. Die Holzbohlen »kommentierten« jeden Schritt.
Zwischen den beiden Eltern befand sich eine Lücke. Dort blieb Jane stehen. Die Kinder saßen auf der Bank. Ein Junge und ein Mädchen.
Beide waren blond wie Vater und Mutter.
Josh McNeal trug eine alte Strickjacke über dem karierten Hemd und eine braune Cordhose. Er hatte die Hände auf den Tisch gelegt und sich in seinem Stuhl zurückgelehnt, während seine neben ihm sitzende Frau mit gesenktem Kopf auf die Tischkante starrte.
Trotz aller Unannehmlichkeiten war Jane Collins ein Stein vom Herzen gefallen. Sie hatte es hier mit einer Familie zu tun, die nicht tot war, denn sie hörte die leisen Atemzüge. Alle sahen aus, als wären sie in einen tiefen Schlaf gefallen oder lägen in einem magischen Koma.
»Sie sind nicht tot«, meldete Jane, damit sich ihre Freundin beruhigte.
»Nein.« Muriel kam näher. »Was ist dann mit ihnen?«
Jane hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte. Es ist möglich, daß sie tief schlafen. Aber ein normaler Schlaf ist das nicht. Damit müssen wir uns abfinden.«
Muriel drängte sich eine Frage auf. »Wenn die schlafen, Jane, warum sind wir dann wach?«
»Das kann ich dir nicht sagen, aber rechne damit, daß wir noch gebraucht werden.«
»Von wem?«
Jane winkte ab. Sie wollte sich nicht mehr länger unterhalten und konzentrierte sich auf die beiden Kinder, die auf der Bank saßen.
Sie hielten die Augen halb geschlossen, und auf dem Schoß des Mädchens saß ein Teddy.
Jane wollte einen Test starten. Sie legte ihre rechte Hand zuerst leicht auf die Schulter des Mannes, dann ein wenig härter, und sie merkte, wie McNeal zusammenschrak.
Wurde er wach?
Ein leises Stöhnen floß über seine Lippen. Er drehte unendlich langsam den Kopf und öffnete dabei die Augen.
Jane sprach den Mann an, während sie in seine glasigen Augen schaute. »Mr. McNeal, können Sie mich hören? Bitte, Mr. McNeal.«
Der Mann mußte sie verstanden haben, aber er reagierte nicht so, wie Jane es gern gehabt hätte. Durch seinen Körper rann ein Zittern.

Sich ausdrücken konnte er nicht, auch wenn er versuchte, die Lippen zu bewegen. Sie sprach ihn noch einmal an, ohne jedoch einen Erfolg verzeichnen zu können.

Muriel versuchte es bei Mrs. McNeal. Sie flüsterte ihr den Vornamen ins Ohr. »Kathy, bitte, wach auf! Hörst du mich…?«

Ja, Kathy, mußte die Stimme gehört haben, aber sie war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Immerhin nickte sie mit dem Kopf.

Damit gab sich Muriel Shannon schon zufrieden und richtete sich auf.

Sie wirkte erleichtert und sagte: »Wenn es bei den anderen auch so ist, können wir schon zufrieden sein.«

Da gab ihr Jane recht.

»Möchtest du das Haus noch durchsuchen, Jane?«

»Nein, das brauchen wir wohl nicht. Ich denke, wir können uns wieder auf den Weg machen.«

»Wohin?«

Die Detektivin enthielt sich einer Antwort. Es war reiner Zufall, daß sie einen Blick auf eines der Fenster geworfen hatte. Sie konnte nach draußen sehen und entdeckte den Schatten, der in Kopfhöhe über den Boden hinweghuschte, ohne den Boden zu berühren.

Für Jane kam nur eine dieser fliegenden Echsen in Betracht, die ihren Platz unter dem Aibon-Himmel verlassen hatte und sich nun wie Wächter durch den Ort bewegten.

Muriel war nichts aufgefallen, und das sollte auch so bleiben. Deshalb hielt Jane den Mund. Ihre Frage beschäftigte sich mit einem anderen Thema. »Weißt du, wer im Nachbarhaus wohnt?«

»Ja, die alte Mrs. Kilrain. Ihr Mann ist vor zwei Jahren gestorben. Kinder gab es keine. Sie wohnt dort und bekommt hin und wieder von anderen Bewohnern Hilfe, wenn es sein muß.«

»Gut, dann schauen wir uns um.«

Muriel ließ Jane vorgehen. Sie warf der apathisch am Tisch sitzenden Familie einen letzten Blick zu, bevor sie der Detektivin folgte. Jane stand bereits an der Haustür und hatte sie nur einen Spalt breit geöffnet. Der Schatten war ihr nicht aus dem Kopf gegangen. Sie wollte sehen, ob er sich noch immer durch den Ort bewegte und ob er sogar Verstärkung erhalten hatte.

Das schien nicht der Fall zu sein. Jedenfalls konnte sie nichts entdecken.

»Warum gehst du nicht, Jane?«

»Langsam, wir haben keine Eile.« Es wurde wieder kälter, als Jane die Tür weit öffnete.

Beide Frauen verließen das Haus. Sofort bewegte Jane Collins ihren Kopf, um nach links und nach rechts zu schauen, aber zwischen den Häusern blieb es ruhig. Kein Feind war zu sehen, und das machte ihr

für einen Moment wieder Mut.

Sie gingen nach rechts. Der Boden war durch das hohe Gras weich geworden. Das nächste Haus glich mehr einer Hütte, so klein war es, aber für zwei Personen hatte es immer ausgereicht. Ein breites Dach zog sich weit über die Mauer hinweg, als wollte es den Boden berühren.

Auf dem Dach ragte ein Schornstein in die Höhe und…

»Mein Gott!« preßte Muriel hervor, denn sie hatte gesehen, wer sich neben dem Schornstein aufhielt.

Das war kein Storch, wie in manchen Gegenden Europas, auch wenn die Kreatur auf den ersten Blick so aussah. Was da dicht neben dem Schornstein hockte, war ein Flugdrache.

»Ich drehe noch durch!« flüsterte die Lehrerin. »Das ist der reine Wahnsinn! Ich werde verrückt. So etwas kann es doch nicht geben, Jane. Sag doch was!«

»Hier schon.«

Der Drache bewegte sich nicht. Sie starrten auf den Schnabel, der auf sie zeigte. Und sie sahen weiter oben die kalten Glotzaugen der Kreatur.

Wimpernlos, düster und kalt. Der Körper war mit einem bräunlich schimmernden Panzer bedeckt. Die Schwingen hatte das Wesen hart an den Körper gedrückt.

Muriel kam mit den Anblick nicht zurecht. »Was machen wir denn jetzt?«

»Nichts.«

»Wie?«

»Es bleibt dabei.«

»Du willst zu Mrs. Kilrain?«

»Sicher.«

»Aber da hockt dieser…«

»Er wird uns nicht stören. Ebensowenig wie die anderen.« Jane zeigte zum Himmel. »Da, sie fliegen, kreisen, halten die Köpfe gesenkt, starren nach unten, weil sie alles unter Kontrolle halten wollen, was sie auch schaffen.«

Muriel Shannon schüttelte den Kopf. »Ich komme damit nicht zurecht«, gab sie zu. »Ich bin auch überrascht, wie locker du das alles nimmst, Jane.«

»Nicht locker. Ich bin nur jemand, der schon einiges durchgemacht hat und sich nicht so leicht aus der Fassung bringen läßt. Sie werden uns nichts tun, denn hätten sie das vorgehabt, dann hätten sie uns schon längst aufgespießt.«

Muriel mußte plötzlich lachen und erschrak selbst darüber. »Sorry, Jane, aber ich kann nicht anders. Es ist unbegreiflich, welche Nervenstärke du hier zeigst. Ich kann mich nur wundern.«

»Soll ich schreien?«
»Nein, aber…« Sie winkte ab. »Am besten ist, wenn ich das lasse und erst gar nicht weiter darüber nachdenke. Ich habe bis jetzt überlebt und hoffe, daß es auch weiterhin der Fall sein wird.«
»Das glaube ich schon.« Den Flugdrachen hielten die beiden Frauen bereits im Auge, als sie sich dem nächsten Haus näherten. Das Tier hockte auf dem Dach wie festgefroren. Wenn sich etwas bei ihm bewegte, dann höchstens die Augen, die starr auf die Menschen fixiert waren.
Die Tür des kleineren Hauses war so niedrig, daß sich Jane und Muriel bücken mußten, als sie es betraten. Die Fenster konnten nur mehr als Luken bezeichnet werden, dementsprechend wenig Licht drang in das Innere. Zwischen den Wänden hielt sich ein seltsamer Geruch. Das war eine Mischung aus Staub und Essensdünsten. Hier hätte wirklich mal gelüftet werden müssen, aber das war nicht Aufgabe der beiden Frauen.
Es gab keinen Flur, keine Diele. Sie befanden sich direkt in der Wohnung, in der eine alte Couch stand mit einem Tisch und zwei Stühlen, aber auch eine Kochecke war eingerichtet worden. Der Ofen hätte auch im Museum stehen können, denn er wurde noch mit Kohle beheizt. Um den Herd herum zog sich ein heller Chromgriff, der allerdings schon einige dunkle Flecken aufwies.
Eine Treppe entdeckte Jane nicht. Von Muriel erfuhr sie, daß dieses alte Haus nur einen Spitzboden hatte, der mit Gerumpel vollgestopft war.
»Und wo steckt Mrs. Kilrain?«
»Das weiß ich nicht.« Muriel schaute sich um. »Eigentlich schläft sie um diese Zeit.«
»Ich sehe kein Bett.«
»Moment.« Muriel ging am Ofen vorbei in eine dunkle Ecke. Dort blieb sie stehen und winkte der Detektivin zu.
Sehr bald sah auch Jane das alte Metallbett. Es war sogar so breit, daß es zwei Personen Platz bot. Jane konnte sich vorstellen, daß die Kilrains früher hier geschlafen hatten.
Mrs. Kilrain lag auf dem Rücken. Die Augen hatte sie geschlossen, die Hände übereinandergelegt. Sie ruhten auf der dunklen Strickjacke, die sogar zugeknöpft war.
»Sie ist doch nicht tot - oder?« hauchte Muriel. »Nein.«
Die Lehrerin atmete tief aus. »Ich hatte schon Angst, daß sie es in ihrem Alter nicht schafft.«
»Nein, hier herrschen andere Gesetze, glaub es mir.« Jane richtete sich wieder auf. »Eigentlich haben wir hier nichts mehr zu suchen. Wir schauen uns das nächste Haus an.«
Mit der rechten Hand hielt Muriel die Freundin fest. »Warum willst

du das tun? Was bringt dir das?«

»Wir sind zumindest beschäftigt.«

»Da hast du auch recht.« Sie drehte sich von Jane weg, um wieder in die Mitte des Zimmers zu gehen. Jane blieb noch einen Moment stehen.

Irgend etwas gefiel ihr plötzlich nicht mehr. Nicht daß es hier zu dunkel gewesen wäre, nein, es war etwas anderes, das sie störte, und sie dachte sofort an eine Gefahr.

Es war ärgerlich, daß sie keine Taschenlampe bei sich trug. Das Gefühl, in eine Falle gelaufen zu ein, verdichtete sich immer mehr. Im Stehen schaute sich Jane um. Sie suchte nach irgendwelchen Bewegungen in der Dunkelheit, horchte nach fremden Geräuschen, aber da war einfach nichts. Nur Muriel meldete sich.

»Willst du nicht kommen?«

»Ja, sofort, ich…« Sie verstummte. Etwas war hinter ihr, als wäre es unter dem Bett hervorgekrochen.

Jane drehte sich.

Zu spät.

Vom Boden her flog ihr jemand oder etwas entgegen. Eine kompakte Masse, die Jane zunächst nicht erkennen konnte. Aus dieser Masse lösten sich zwei lange Arme mit krallenartigen Händen, die sich blitzartig zu Fäusten ballten.

Eine schoß auf Janes Kopf zu.

Sie kam nicht mehr dazu, einen Warnruf auszustoßen, denn etwas traf mit brutaler Wucht ihre Stirn. Jane sah die berühmten Sterne aufblitzen, und sie merkte, wie der Boden einfach unter ihr wegschwamm. Dann kippte sie zur Seite und hatte Glück, weil sie quer auf das Bett fiel, genau auf die Beine der Mrs. Kilrain, die diesen Aufprall nur durch ein kurzes Zusammenzucken registrierte.

Aber davon merkte Jane Collins nichts mehr…

***

Muriel war nervös. Bisher hatte sie sich gut gehalten, aber plötzlich spürte sie die große Glocke über ihrem Kopf, die sich immer weiter nach unten senkte, als wollte sie alles umschließen, die Frau eingeschlossen.

Es war gut für sie, nicht allein zu sein. Sie freute sich über Janes Nähe, und wenn sie ehrlich war, dann konnte man die Frau nur bewundern, denn allein wäre Muriel längst durchgedreht.

Zwar befand sich Jane mit ihr in einem Raum, aber nicht in der direkten Nähe, und deshalb hatte sie Jane Collins gebeten, doch zu ihr zu kommen.

Jane hatte ihr eine halbe Antwort gegeben.

Dann nichts mehr.

Aber es blieb auch nicht still. Aus der düsteren Ecke, wo das Bett stand und sich auch Jane Collins aufhielt, drangen Geräusche, mit denen Muriel nicht zurechtkam. Sie mußte sich aber eingestehen, daß sie ihr Angst einjagten. Sie hörte auch einen dumpfen Aufprall, dann sah sie, wie sich etwas in der Dunkelheit bewegte und zur Seite kippte.

Das konnte nur Jane sein.

Panik sprang in ihr hoch. Schlimmer als Angst. Muriel wußte nicht, was sie noch tun sollte. In diesem fremden Haus kam sie sich plötzlich so allein vor. Sie wollte auch nicht nach draußen rennen, denn dort lauerten die unheimlichen Flugdracheri.

So blieb sie zitternd stehen und wagte es auch nicht, Janes Namen zu rufen. Sie fürchtete sich. Etwas schnürte ihr die Kehle zu, und der Raum zwischen Kehle und Magen kam ihr wie vollgestopft vor.

Dann hörte sie das Kratzen.

Ein furchtbares Geräusch in der herrschenden Still, denn es erinnerte sie wieder an die alten Geschichten, die man sich in Beragh erzählt hatte.

Vor allen Dingen fiel ihr eine bestimmte ein, wo jemand als Scheintoter in einen Sarg gelegt und dann in die Leichenhalle zur Aufbewahrung gestellt worden war. Wäre nicht zufällig der Totengräber vorbeigekommen und hätte das Kratzen unter dem Sargdeckel gehört, wäre der alte Mann elendig erstickt.

Ähnliche Geräusche waren hier auf den alten, dunklen Bohlen des Fußbodens zu hören. Und dieses Geräusch kam näher. Lange Krallen rissen Späne aus dem Holz, aber etwas anderes hatte die Furcht vor dem Kratzen abgelöst.

Muriel konnte jetzt die Gestalt erkennen, die sich über den Boden bewegte. Sie war nicht sehr groß, dafür kompakt und hatte einen Körper, der sie an einen riesigen Wurm erinnerte, aber nicht so lautlos über den Boden hinwegstrich.

Und dieser Wurm richtete sich plötzlich auf.

Muriel wollte schreien, sie mußte ihre irre Angst irgendwie loswerden, nur gelang ihr das nicht. Alles, was aus ihrem Mund drang, waren dumpfe Laute.

Das Kichern übertönte sie. Es klang häßlich und zugleich triumphierend, und im nächsten Moment hörte Muriel eine krächzende Stimme, die sie ansprach.

»Schöne Frau - schöne Frau…«

Ein Mensch?

Ja, nein. Himmel, sah denn so ein Mensch aus? So klein, so düster?

Hier gab es doch keine Menschen mehr. Muriel ging zurück. Sie tat es rein automatisch, und sie schloß auch die Augen, weil sie einfach nicht mehr sehen wollte, was sich da aus dem Düstern des Zimmers in

ihre Richtung bewegte. In der normalen Umgebung hätte sie versucht, die Tür zu erreichen, um zu fliehen. Das war ihr hier nicht möglich.

Außerdem wäre sie vom Regen in die Traufe geraten.

Es ist alles nur ein Traum! sagte sie sich. Es ist alles nur ein böser, schlimmer Alptraum. Ich bilde es mir ein. Lieber Gott, laß es nicht wahr sein…

Das Kratzen und Schaben blieb. Dazwischen hörte sie noch ein anderes Geräusch. Vergleichbar mit einem widerlichen Schlürfen, als wäre ein Tier dabei, seinen Fraßnapf zu leeren oder eine Schüssel mit Wasser auszuschicken.

Zusammen mit dem Gefühl der Angst stieg jetzt noch Ekel in ihr hoch.

Sie wußte nicht, was sie unternehmen sollte. Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie sich dermaßen hilflos gefühlt. Nur nicht die Augen öffnen! hämmerte sie sich ein. Nur nicht sehen, was auf dich zukommt, dann bist du verloren. Du willst es nicht wahrhaben, du drückst es von dir fort, du…

»Schöne Frau«, hörte sie. »Schöne Frau…«

Muriel Shannon stöhnte. Das durfte alles nicht stimmen. Das war verrückt. Ich bilde mir das ein, und bei diesem Gedanken schaffte sie es, die Augen zu öffnen.

Da war er - oder? Nein, da war er nicht. Der Fußboden vor ihr lag frei.

Sie sah keine Gestalt mehr über den Boden kriechen oder gehen. Aber sie hatte die Worte vernommen. So etwas bildete man sich nicht ein.

Über ihr Gesicht rann der Schweiß. Sie dachte auch an Jane Collins, die sich nicht mehr gemeldet hatte. Etwas mußte mit ihr geschehen sein, und jetzt war sie einmal gefordert.

Muriel wollte hingehen und nachschauen, auch wenn es ihr so verflucht schwerfiel.

Sie schaffte nicht mal einen Schritt. Im Rücken hatte sie keine Augen, und dorthin hatte sich der Kobold begeben.

Als die Frau vorgehen wollte, da sprang er wie ein Gummiball in die Höhe und klammerte sich an ihrem Nacken fest…

***

Muriel Shannon glaubte, sterben zu müssen. Etwas war wuchtig gegen ihren Nacken und Rücken gesprungen, und sie hatte das Gefühl gehabt, als hätte ihr jemand eine Katze dagegen geworfen, die sich nun mit ihren Krallen an ihrer Kleidung festklammerte.

Wie ein Alp hockte dieses Wesen auf ihrem Rücken. Sie nahm den Geruch wahr, faulig und bitter, und sie hörte einen zischenden Atem neben ihrem linken Ohr.

Das Wesen rückte noch ein Stück höher. »Schöne Frau - schöne Frau!« flüsterte es in ihr Ohr.

Muriel war nicht in der Lage, sich zu bewegen. Sie nahm es hin, blieb einfach stehen und wartete darauf, was noch passieren würde. Zu anderen Reaktionen fehlte ihr einfach die Kraft. Auch wunderte sie sich, daß sie noch stand, aber Menschen leisten nun mal in Extremsituationen Übermenschliches.

Die Krallen bewegten sich. Sie bohrten sich in ihre Kleidung. Dann bekam sie einen Stoß, der sie nach vorn katapultierte. Diesmal fiel sie hin, streckte die Arme aus und konnte den Aufprall so dämpfen. Der Unheimliche aber hockte nach wie vor auf ihrem Rücken und klammerte sich dort fest.

Muriel tat auch nichts, um ihn loszuwerden. Sie schüttelte sich nicht, sie blieb nur liegen, den Kopf allerdings zur Seite gedreht, um nicht mit dem Gesicht im Dreck zu liegen.

Der Kobold blieb dicht an ihr. Er tobte auf ihrem Rücken. Er war zufrieden, denn aus dem breiten Maul drangen satte, gurgelnde Laute, auf die Muriel nicht achten wollte.

Sie dachte daran, daß sie nicht einmal wußte, wer sie da angegriffen hatte. Es war zu düster gewesen. Der Feind hatte sich aus der Ecke gelöst, und jetzt wollte er ihr Leben.

Dann wurden ihre Arme in die Höhe gerissen. Sie schrie auf, weil sie auch einen Schmerz in ihren Schultern spürte. Hände zerrten an ihrer Jacke, und wenig später lag sie ohne da, da schleuderte der Kobold sie zur Seite.

»Schöne Frau, schöne Frau!« flüsterte er, bevor er sich zu einem Knurren hinreißen ließ.

Muriel trug einen Pullover. Auch eine Hose. An beides wurde sie mit aller Deutlichkeit erinnert, als sie die Krallen auf ihrem Rücken spürte. Sofort wurde ihr klar, was diese Kreatur auf ihrem Rücken vorhatte und weshalb sie Muriel eine schöne Frau genannt hatte. Aber der Gedanke war so absurd, daß sie ihn nicht verfolgen wollte. Nur sprachen die Tatsachen dagegen.

Krallen zerrten an ihrem Pullover und zerfetzten ihn dann. Muriel trug keinen BH. Sie spürte, das etwas Kaltes über ihren Rücken strich, wie ein feuchter Wurm, dann riß die Gestalt auch die letzten Reste des Pullovers unter Muriels Körper weg, so daß sie mit bloßem Oberkörper auf dem kalten Holzboden lag.

Damit gab sich die Kreatur nicht zufrieden. Sie machte weiter und kümmerte sich nun um die Hose. Dabei ging sie brutal zu Werke.

Die Krallen packten genau dort zu, wo der Gürtel die Hose festhielt, und die Spitzen rissen selbst den strapazierfähigen Jeansstoff auf. Dann wurde die Frau auf die linke Seite gewälzt. Muriel konnte nichts tun. Sie bewegte zwar ihren rechten Arm in die Höhe, doch er wurde

sofort von einer hornartigen Klaue zur Seite geschlagen, denn Widerstand konnte der Kobold nicht vertragen.

Etwas bewegte sich zuckend auf das Gürtelschloß zu. Muriel schaute an sich hinab. Sie sah diese braune Klaue wie die einer halbverwesten Leiche über ihren Körper huschen, und die Angst bohrte sich wie ein glühender Nagel in ihren Körper.

Wer hockte da auf ihrem Rücken?

Es mußte eine schreckliche Gestalt sein. Ein Monster und die Schöne.

Sie würde sich nicht wehren können, weil die Kräfte der Kreatur die ihren bei weitem überstiegen.

Der Kobold ging rauh mit ihr um. Ein Zeichen dafür, daß er anderes Leben so gut wie nicht schätzte. Er zerrte brutal an ihrem Gürtel, und Muriel versteifte sich, als sie merkte, daß ihr die Hose nach unten gestreift wurde.

Der Kobold wuchtete sie wieder herum. Sie lag auf dem Bauch. Hände zerrten ihren Unterkörper in die Höhe, damit ihr die Kreatur die Hose abstreifen konnte.

Sie wehrte sich nicht und konnte nur jammern und klagen.

Der Stoff rutschte an ihren Beinen entlang. Sie fand es schon pervers, daß sie es so deutlich spürte. Die Schuhe hatte sie längst verloren, und als sich die Krallen im Material ihrer Strumpfhose verfingen und dabei auch noch den dünnen Slip zerstörten, da wußte sie endgültig, was die Kreatur mit ihr vorhatte. Eine Vergewaltigung! »Schöne Frau, schöne Frau…« Die häßliche Stimme dröhnte in ihren Ohren. Sie war wie eine akustische Peitsche, die Muriel traktierte. Jetzt zerrten zwei Klauen an den Resten der Strumpfhose und am Slip, und dann schoben sie sich unter ihren Körper, berührten sich unter ihren Brüsten, und einen Moment später wurde Muriel Shannon wie eine Puppe in die Höhe gezerrt.

Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie schrie auf, kippte nach vorn, weil ihr die Beine nachgaben, aber die harten Arme hielten sie fest. Sie umspannten jetzt ihren Bauch.

Das Kichern hörte sich triumphierend an. Mit einem Sprung hatte ihr Peiniger Muriels Rücken erreicht, klammerte sich wieder an ihrer Schulter fest, diesmal nur mit einem Arm, denn den anderen brauchte er, um den ovalen Spiegel zu halten. Da er jedoch schräg gehalten wurde, konnte sich Muriel darin nicht betrachten.

Sie sollte sich auch selbst nicht sehen, denn das war nicht Sinn der Sache. Der Kobold hatte etwas ganz anderes vor. Sein Gesicht zeichnete sich in dem Oval ab.

In diesem Teil des Raumes war es hell genug, um Muriel erkennen zu lassen, wie die Kreatur aussah, die ihr die Kleidung vom Körper gerissen hatte, ohne sie allerdings zu verletzen.

Die Lehrerin hätte nicht geglaubt, noch stärker geschockt werden zu

können. Als sie jetzt in den Spiegel schaute, da war alles anders. Sie sah das Gesicht des Kobolds, und sie hatte noch nie eine so schreckliche Fratze gesehen.

Etwas Menschliches gab es nicht. Vielleicht die Augen, aber auch die glichen geschliffenen, kalten Steinen, die in die Höhlen gedrückt worden waren.

Für einige Sekunden entdeckte Muriel die Fratze in all ihrer Scheußlichkeit. Dann merkte sie, wie etwas in ihren Kopf stieg. Sie konnte sich nicht erklären, was es genau war, aber sie spürte, daß diese andere Kraft dabei war, sie wegzutragen.

Sie kannte Menschen, die hin und wieder den Begriff »gnädige Ohnmacht« erwähnten, und diese Gnade schien sie jetzt erfassen zu wollen. Die Beine gaben nach. In ihrem Kopf hörte sie noch ein gewaltiges Rauschen, dann wußte sie nichts mehr…

***

Muriel Shannon war in Ohnmacht gefallen, aber eine andere Person war wieder dabei, in die Realität zurückzukehren.

Jane Collins tauchte aus dem Dunkel der Bewußtlosigkeit auf, und sie spürte zuerst den Druck an ihrer Stirn, der sich in einen zuckenden Schmerz verwandelte und selbst hinter die Augen glitt.

Die Detektivin stöhnte nicht. Irgend etwas hielt sie davon ab. Es mochte eine Warnung sein, die tief in ihrem Innern steckte, und diesem Gefühl gehorchte Jane.

Sie öffnete die Augen, was ihr sehr schwerfiel. Dann konzentrierte sie sich auf die Umgebung und stellte fest, daß ihr Gehör noch nicht so gut war.

Alles hatte gelitten, der Schlag brachte Nachwirkungen mit sich, doch schon kurze Zeit später hörte sie das Jammern einer Frau, und sofort fiel ihr Muriel ein.

Überhaupt stand wieder alles, was sie erlebt hatten, wie ein großes Bild vor ihrem geistigen Auge. Sie erinnerte sich an jede Einzelheit und letztendlich auch daran, daß sie von einem geheimnisvollen Unbekannten niedergeschlagen und auf ein Bett gefallen war. Jemand hatte darin gelegen, die alte Mrs. Kilrain, und Jane spürte unter ihrem Rücken den Druck der Beine.

Sie stöhnte jetzt so leise, daß nur sie es hören konnte. Der Kopf war noch nicht in Ordnung. Er schien stark angeschwollen zu sein, aber darauf konnte Jane keine Rücksicht nehmen. Es kam nicht auf sie an, sondern einzig und allein auf Muriel, die sich in großer Bedrängnis befinden mußte, was Jane gut hören konnte, und sie vernahm auch die zischelnde Stimme einer anderen Kreatur. »Schöne Frau, schöne Frau…« Das ist derjenige, der mich niedergeschlagen hat, dachte Jane. Das muß er einfach sein.

Sie rollte sich herum. Runter von dem Bett, aber sie mußte vorsichtig sein.

Beinahe wäre Jane Collins aus dem Bett und zu Boden gefallen. Im letzten Augenblick klammerte sie sich am Rand des Fußendes fest.

Sie hatte sich zuviel zugemutet. So ging es nicht weiter. Sie mußte langsam machen. Alles andere hätte für sie tödlich enden können. Nur nichts überstürzen, denn noch existierten beide, wie sie an den Geräuschen hören konnte.

Jane ließ sich vom Bett zu Boden gleiten, und sie blieb dort hocken, um sich zu erholen.

Vor ihr befand sich Muriel. Die stand. Irgend jemand hatte sie auf die Beine gerissen, den Jane aber nicht sah.

Dann sank Muriel für einen Moment in die Knie, denn diese andere Kreatur war ihr auf die Schulter gesprungen.

Schulter gesprungen?

Jane schüttelte den Kopf. Sie konnte es nur schwer nachvollziehen. Für einen mit normaler Größe war das unmöglich, das mußte einfach eine kleine, zwergenhafte Kreatur sein, die sich an Muriel festklammerte.

Für Jane war das nicht genau zu erkennen, aber Muriel kriegte den Schock ihres Lebens.

Sie schwankte. Dann fiel sie auf die Knie - und sie lag plötzlich auf dem Boden.

Jane Collins, die in der letzten Zeit durch die fremde Kreatur doch sehr abgelenkt gewesen war, stellte plötzlich fest, daß Muriel keinen Fetzen Kleidung mehr am Leib trug. Diese Kreatur hatte sie ihr vom Körper gerissen, und was das bedeutete, wußte Jane nur zu gut.

Auf einmal fing sie an zu zittern. Das Blut trommelte förmlich in ihren Kopf hinein und bedachte sie mit einem Schwindelgefühl. Sie stand wieder dicht vor einer erneuten Bewußtlosigkeit. Daß sie es nicht wurde, darüber wunderte sie sich selbst. Mit dem rechten Ellbogen stemmte sie sich auf der Matratze ab, während sie langsam aufstand.

Nur nicht zu schnell, auch wenn die Zeit eilte. Jane mußte auf den Beinen bleiben, das war wichtig. Sie wollte auch nicht so heftig atmen, das hätte diese verfluchte Kreatur nur aufmerksam werden lassen. Sie mußte vorsichtig sein und vor allen Dingen die Nerven bewahren.

Okay, es klappte. Sie konnte sich halten. Wäre sie in einer Sauna gewesen, hätte sie nicht stärker schwitzen können. Dieser Schweiß behinderte sie, lief ihr in die Augen und trübte ihren Blick.

Jane atmete tief ein und durch die Nasenlöcher wieder aus. Sehr laut, aber der andere hatte nichts gehört.

Weit war er nicht weg. Nur wenige Schritte. Es würde einfach sein,

ihn zu erreichen, wenn man normal in Form war und sich nicht so fühlte wie Jane.

Sie ging.

Und der erste Schritt fiel ihr schwer. Aufgrund der Bewegung zuckte der Schmerz wieder stärker durch ihren Kopf und explodierte unter der Schädeldecke.

Ihre rechte Hand glitt über die Jacke. Zum Glück steckte dort noch die Beretta.

Jane wischte den Schweiß von ihrer Handfläche weg, bevor sie die Hand auf den Griff legte.

Genau in diesem Augenblick hörte sie ein widerliches Geräusch. Ein Grunzen, als befände sich ein Schwein in der Nähe. Aber es war nur die verdammte Kreatur, die sich auf Muriel Shannon stürzen wollte…

***

Der Kobold starrte auf die Nackte! Vor ihm lag keine perfekte Schönheit, das waren die Menschen meistens nicht, aber da war eine Frau, die keinen Faden mehr am Leib trug. Da lag ein Mensch, und ein Wunschtraum hatte sich für den Druidenfürst Guywano erfüllt.

Er freute sich darüber, die Gestalt eines Kobolds angenommen zu haben. So hatte er in seiner Welt Verstecke gefunden, um andere zu beobachten, und es war ihm auch relativ leicht gelungen, die Grenze zu überwinden.

Jetzt war er hier. Er hatte sich aus der normalen Welt durch Hilfe seiner Schatten diese Frau herbeigeholt. Wenn er mit ihr fertig war, würde er sich die andere vornehmen.

Noch tat er nichts, denn in ihm mischten sich Gier und Vorfreude. Ein wenig ärgerte es ihn schon, daß sein Opfer ohnmächtig geworden war.

Er hätte sie lieber normal gehabt, und es wäre auch nicht übel gewesen, wenn sie sich gewehrt hätte. Er bückte sich.

Seine Arme schlenkerten dabei. Vor - zurück, vor und zurück. Und da hörte er die Schritte. Plötzlich war alles anders. Er vergaß die nackte Frau, glotzte in die Höhe und zugleich nach vorn.

Sein Gesicht verzerrte sich. Aus seinem Maul drang eine Speichelblase.

Mit seinen kalten Fischaugen starrte er nach vorn, aber er sah nicht nur die Blonde, sondern auch die Waffe, deren Mündung schräg nach unten auf seinen häßlichen Körper zeigte…

***

»Nein!« sagte Jane. »Nein, so nicht, du verfluchter Kretin! Du wirst es nicht tun. Nicht mit ihr, das schwöre ich dir. Du wirst die Frau in Ruhe lassen. Du wirst sie nicht mal berühren, sondern verschwinden. Verstanden?«

Der Kobold hob seinen häßlichen Kopf an. Der Mund stand offen. Er zeigte seine dicke, feuchte Zunge, auf der noch eine Schleimspur klebte.
»Schöne Frau!« flüsterte er. »Schöne Frau…«
»Geh!« keuchte Jane. »Raus aus diesem Haus!« Sie merkte, daß sie sich nicht mehr lange würde halten können. Die Nachwirkungen des Treffers waren noch längst nicht verdaut. Daß sie beide manchmal unscharf sah, lag nicht an einer Sehschwäche, sondern am Schwindel, der sie wie ein rasender Sog erfaßt hielt.
»Schöne Frau!« Der Kobold streckte seinen Arm aus, um mit den verdammten Krallen Muriel zu berühren. Jane wollte das nicht zulassen.
Sie schoß dem Kretin zwei Silberkugeln in den häßlichen Balg!
In einem Fall wie diesem hatte sich Suko das Staunen längst abgewöhnt. So wunderte er sich kaum noch, als er die Häuser vor sich sah, die dort begannen, wo sich der Weg wieder verbreiterte und der Wald längst verschwunden war.
Sie standen tatsächlich auf der grünen Wiese und waren so aufgebaut wie in Beragh. Nur fehlten die Gärten, die Sträucher, das alles war hier nicht vorhanden. Dafür entdeckte Suko allerdings zwei Gegenstände, die in einer Welt wie Aibon ebenfalls nichts zu suchen hatten.
Einen Opel Corsa und einen Golf älterer Bauart. Der Golf stand etwas schräg.
Es hatte sich noch etwas verändert, wie Suko auf seiner langsamen Fahrt gut beobachten konnte. In der normalen Welt hatten auf den Dächern der Häuser auch normale Vögel gesessen, hier aber hockten Tiere mit langen Schnäbeln, kantigen Flügeln und hornigen Körpern, eben diese fliegenden Drachen.
Daß sie nicht von irgendwelchen Reitern besetzt waren, sah der Inspektor als Vorteil an. Sollte er sich wehren müssen, dann nur gegen sie, was auch schon ausreichte und gefährlich genug war.
Suko bremste stotternd. Er ließ den Audi am Dorfeingang stehen.
Ungefähr in diesem Bereich hatte auch das Haus der Muriel Shannon gestanden, und Suko wunderte sich darüber, daß er es nicht sah. Jetzt fiel ihm auch auf, daß die Kirche und die sie umgebenden Gräber fehlten.
Der Ort machte einen toten, deprimierten Eindruck. Es bewegte sich niemand außerhalb der Häuser. Kein Mensch ging über die Straße. Er sah auch keine Tiere, abgesehen von den schrecklichen Drachenvögeln auf den Dächern.
Er würde Jane Collins und ihre Freundin Muriel Shannon hier finden, was Suko mit Hoffnung erfüllte, denn er dachte daran, in welchem Zustand er sie finden würde. Sie befanden sich in einer grausamen,

feindlichen Umgebung und waren sicherlich von den Drachenvögeln ebenso beobachtet worden wie Suko.

Das Gras war weich wie ein Teppich. Suko hörte seine eigenen Schritte kaum. Er hatte sich vorgenommen, den gesamten Bereich abzusuchen.

Dabei wollte er auch in die Häuser hineinschauen und nach den Bewohnern Ausschau halten.

Die drei Riemen der Peitsche hatte er nicht wieder in den Griff zurückfahren lassen. Schlagbereit und mit dem Griff nach unten steckte die Waffe in seinem Gürtel.

Kein Laut war zu hören. An den Geruch hatte sich Suko längst gewöhnt, aber nicht daran, daß es ihm bisher noch nicht gelungen war, eine Spur der beiden Frauen zu finden.

Sie waren hier. Nur meldeten sie sich nicht. Suko überlegte, ob er sich besser durch Rufen bemerkbar machen sollte. Das hätte nichts gebracht, sondern nur andere auf ihn aufmerksam gemacht.

Wäre das Haus der Muriel Shannon ebenfalls mit in diese Welt hineingezogen worden, hätte er gewußt, wo er seine Suche beginnen sollte. So kam er sich schon in den Hintergrund gedrückt vor. Ihm fehlte das Haus einfach.

Deshalb wandte er sich einer anderen Seite zu, die der, wo das Haus der Muriel Shannon hätte stehen müssen, gegenüberlag. Einen besonderen Grund für sein Interesse gab es nicht, er mußte irgendwo anfangen. Einen letzten Blick gönnte er noch den Flugdrachen, die auf den Dächern der Häuser hockten, dann ging er auf dem direkten Weg weiter -und blieb plötzlich stehen.

In dem Haus vor ihm waren zwei Schüsse gefallen!

***

»Das ist nicht wahr«, sagte ich.

»Doch.« Der Rote Ryan nickte. »Du hast dich nicht verhört, John Sinclair. Es ist wahr, und es ist sogar günstig, denn Guywano befindet sich nicht in seiner Nähe und ist abgelenkt.«

Ich war vor Überraschung einen Schritt zurückgetreten. Jetzt spürte ich, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Mein Herz schlug schneller. Ich war nervös, denn der Rote Ryan hatte mir einen Vorschlag gemacht, an den ich selbst nicht gedacht hatte und auch kaum darauf gekommen wäre.

Wir mußten zurück nach Aibon. Okay, das war mit seiner Hilfe kein Problem, aber dort hatten wir ein bestimmtes Ziel.

Wir mußten zum Rad der Zeit! Gott, wie lange war es her, seit ich davon erfahren hatte. Damals war Mandra Korab noch dabeigewesen. Ihn hatte man an das Rad gefesselt und es gedreht, und so war es ihm gelungen, einen Blick in die Zukunft zu werfen.

Ich hatte zu der Zeit Aibon bereits kennengelernt. Es war meine erste intensive Reise in dieses Land gewesen, und damals hatte man mir auch zu verstehen gegeben, daß das Rad der Zeit irgendwann für mich wichtig sein würde. Es würde so etwas wie ein Schicksal sein, aber in den vergangenen Jahren hatte ich daran nicht mehr gedacht, denn immer wieder hatte ich mich um andere Fälle kümmern müssen. Das Rad der Zeit war in den Hintergrund gedrängt worden.

Der Rote Ryan schaute mich leicht lächelnd an, weil er sah, wie überrascht ich war und auch Mühe hatte, meine Gefühle unter Kontrolle zu halten. »Nun, John?«

Ich strich über mein Gesicht, dessen Haut durch die Rötung warm geworden war. »Du hast dich nicht geirrt?« fragte ich ihn.

»Nein, das habe ich nicht. Ich sehe es als die einzige Chance an, die Schatten zu zerstören.«

»Weshalb?«

»Wie willst du es sonst schaffen? Mit einer Kugel? Nein. Mit deinem Kreuz? Auch nicht.«

»Das stimmt. Aber wie kann das Rad der Zeit sie denn indirekt zerstören?«

»Sie müssen in einer anderen Zeit bleiben. Fern von hier - in der Vergangenheit.«

»Und ich?«

»Du nicht.«

»Das klappt, meinst du?«

»Ja, ich hoffe es. Du kennst die Funktion des Rads, wenn du an ihm festgebunden bist. Dreht sich das Rad nach rechts, wird dir ein Blick in die Zukunft gestattet. Dreht es sich nach links, öffnet sich dir die Vergangenheit. So simpel ist das.«

»Ja, der Blick, aber nicht das Hineintauchen.«

»Bei dir nicht.«

»Und weiter?«

Der Rote Ryan schüttelte den Kopf. Vielleicht hätte er mir noch gern eine Antwort gegeben, aber das war nicht mehr möglich, denn er deutete in eine bestimmte Richtung, in die ich auch schaute. Im ersten Moment sah ich nichts. Die leere Umgebung lag still vor mir, aber jenseits der kleinen Kirche bewegten sich vier Gestalten über den Boden. Hochgewachsen, normale Männerkörper, auf deren Köpfen Hüte saßen. So hatten sie sich auch als Menschen und Terroristen gezeigt. Die Tarling-Brüder waren auch im Tod ein Abbild ihrer menschlichen Existenz.

»Sie suchen dich!« sagte der Rote Ryan. »Du bist übrig, das kann Guywano nicht gefallen.«

»Er hätte mich auch holen können.«

»Richtig. Nur hat er sich für Suko entschieden und euch zunächst

einmal getrennt. Mit einem Gegner kommt er besser zurecht als mit mehreren. Die Rechnung ist einfach.«

»Also nach Aibon?«

Der Rote Ryan nickte. Er hatte seine Flöte bereits angehoben. Ich wußte, was passieren würde. Durch den Klang der Flöte wurde der Dimensionstunnel zwischen meiner Welt und dem Paradies der Druiden geöffnet, so daß wir freie Bahn hatten.

Ich dachte nicht mehr an die Schatten und auch nicht daran, wie schnell sie waren oder bei mir sein konnten. Mein Augenmerk konzentrierte sich einzig und allein auf den Roten Ryan. Er spielte auf seiner Flöte und hob somit die Grenzen auf.

Die Schatten waren erschienen, um mich zu holen. Sie würden mir auch nach Aibon folgen, sicherlich zum Rad der Zeit, und was dann geschah, das stand in den Sternen. Da konnte ich nur hoffen, beten und mir selbst die Daumen drücken.

Etwas bewegte sich in meiner Nähe. Ich wollte hinsehen, aber ich konnte es nicht. Dann fand ich heraus, daß ich es war, der sich bewegte, und plötzlich weichte der Boden unter meinen Füßen auf. Ich verlor den Kontakt, aber ich fiel nicht in die Erde hinein, sondern erlebte die andere Kraft, die mich nach vorn drückte.

Der Flötenspieler vor mir verschwand. Wind umgab mich. Ich sah nichts mehr, hörte nur die Klänge, und auch das Gefühl für Zeit war mir verlorengegangen.

Dann waren wir da.

Meine Sinne funktionierten wieder. Bevor ich noch die Augen öffnete, nahm ich die andere Temperatur wahr. Ich hatte Aibon erreicht, aber bestimmt nicht die gute Seite, denn es war stickig, als wäre die Luft von irgendwelchen Dämpfen durchzogen worden.

»Wir sind da.«

Ich war so aufgeregt, daß ich zunächst die Augen nicht öffnete, um den Anblick noch weiter hinauszuzögern. Es gab eine Zeit, da war ich mit dem Roten Ryan und einer Miriam di Cario über dieses Land hinweggeflogen und hatte auch das Rad der Zeit gesehen, das in einer Mulde seinen Platz gefunden hatte. Sie gehörte zu einer kahlen Hochebene, auf der kein Gras und keine Pflanze wuchs. Ein karstiges, lebensfeindliches Land, genau das Richtige für Guywano und seine Geschöpfe. Für den Roten Ryan und mich war es Feindesland, und auch jetzt hatte sich daran nichts geändert.

Dann sah ich es, und ich spürte, wie mich etwas durchströmte, mit dem ich nicht zurechtkam. Es war die Überraschung, es war die Furcht, es war aber auch die Hoffnung. Es war ebenfalls eine gewisse Demut, die ich diesem Gegenstand entgegenbrachte.

Wir waren so »gelandet«, daß es direkt vor mir stand. Ich hätte nur zwei, drei Schritte weiter zu gehen brauchen, um es zu berühren, aber

das kam für mich noch nicht in Frage.

Ich staunte es an.

Und der Rote Ryan gab mir die Zeit, denn er wußte genau, was in diesen Augenblicken in mir vorging.

Nein, man konnte das Rad der Zeit nicht mit dem Knochensessel vergleichen, der bei den Templern in Alet-les-Bains stand, aber irgendwo hatten sie schon etwas Gemeinsames, denn beide waren auf eine gewisse Art und Weise Transportmittel.

Der Knochensessel konnte mich über Grenzen hinweg nach Avalon schaffen. Möglicherweise auch woanders hin, das wußte ich noch nicht, aber das Rad der Zeit ließ es zu, daß derjenige, der es benutzte, einen Blick in die Zukunft oder in die Vergangenheit werfen konnte. Es kam darauf an, in welche Richtung es gedreht wurde. Der Dreh nach rechts brachte den Blick in die Zukunft, der nach links in die Vergangenheit.

Aber nur den Blick, nicht mehr. Derjenige, der in das große Rad hineingestiegen war, blieb auch drin. Er selbst verschwand nicht in den Zeiten.

Das sollte bei den Schatten anders sein, wie mir der Rote Ryan erklärt hatte, und auf diese Erklärung mußte ich meine Zukunft setzen. Sehr wacklig.

»Viel Zeit hast du nicht, John!« drängte mein Aibon-Freund. »Sie sind uns auf der Spur.«

»Ich weiß. Nur möchte ich mir das Rad zuerst wieder anschauen. Es ist so lange her und…«

»Mach es.«

Verändert hatte sich das Rad der Zeit nicht. Es war sehr groß, und ich konnte nicht erkennen, aus welch einem Material es bestand. Holz oder Metall, das war auch egal. Etwas anderes war viel wichtiger. Es gab nicht einfach nur das Rad mit seinem normalen Umfang. Im Innern zeigten sich zwei ineinander geschobene Dreiecke, die von rätselhaften Zeichen umgeben waren, mit denen ich nicht zurechtkam. Allerdings überkam mich beim Betrachten dieser Zeichen auch kein ungutes Gefühl. Ich sah sie sogar als positiv an und konnte mir vorstellen, daß sie von einem wahren Meister erschaffen worden waren. Es konnte ein Magier gewesen sein, einer, der Kontakt zu anderen Wesen gehabt hatte und durch sie über ein großes Wissen verfügte.

Der Anblick dieser Zeichen berührte mich irgendwie seltsam. Ein Schauer rann mir über den Rücken. Obwohl ich noch nicht in das Rad der Zeit hineingestiegen war und mich ausschließlich auf das geheimnisvolle Leuchten dieser magischen Formelstücke konzentrierte, hatte ich den Eindruck, als sollten sie für mich irgendwann sehr wichtig werden. Es war nur ein Gefühl, zwar sehr

stark, aber mir kam es schon jetzt vor wie ein imaginärer Blick in die Zukunft, die gar nicht mal so weit von mir entfernt lag.

Mal rot, mal blau, mal grün - so leuchten die Muster. Sie zeigten nicht nur geometrische Figuren, sie waren auch ineinander verschlungen. Sie berührten sich, und sie umgaben die beiden Dreiecke wie eine Kette.

Ich drehte mich wieder um.

Der Rote Ryan lächelte mich an. Seine Kleidung, die aussah, als bestünde sie aus großen, grünen Blättern, zitterte im Wind. Die strumpfartigen Beinkleider lagen eng an, und seine Füße steckten in weichen Stiefeln.

»Du wirst hineinsteigen müssen, John. Es ist unsere einzige Chance, glaub mir.«

»Bist du fest davon überzeugt?«

»Ja.«

Die Antwort war knapp und eindeutig.

Das Rad war und blieb ein Rätsel. Es paßte in diese Welt der Märchen und Legenden, denn wie oft war in den Geschichten geschrieben worden, daß sich die Menschen wünschten, in die Zukunft oder in die Vergangenheit reisen zu können. Das Rad der Zeit ermöglichte dies.

Zumindest war es gestattet, den Blick hineinzuwerfen. Wer immer dieses Instrument geschaffen hatte, er mußte sich über Jahrhunderte hinweg mit der Zeit beschäftigt und sie auch begriffen haben. Möglicherweise waren es die Druidenpriester gewesen, und möglicherweise hatten sie von irgendwelchen höherstehenden Mächten Hilfe bekommen. Diese Gedanken strömten mir durch den Kopf, als ich auf das Rad zuschritt.

»Die Schatten sind unterwegs!« Der Rote Ryan warnte mich. Ich blieb stehen und schaute mich um, ohne sie allerdings entdecken zu können.

»Hast du dich nicht geirrt?«

»Nein, ich spüre es.«

»Gut.«

Ich dachte wieder an die Zeichen, die ich jetzt so dicht vor mir sah. Es waren dieselben geheimnisvollen Symbole, die sich auch auf meinem Kreuz befanden und mir mal von Lilith gestohlen worden waren, aber das war lange her.

Ich dachte nicht mehr an die eigentliche Situation, in der wir uns befanden, sondern automatisch an die Zeichen.

Einmal auf dem Rad der Zeit, zum anderen auf meinem Kreuz.

Da mußte es einen Zusammenhang geben.

Hesekiel hatte mein Kreuz erschaffen. War er auch über das Rad der Zeit informiert gewesen, oder hatte er Kontakt zu den alten

Druidenpriestern gehabt?

Vorstellen konnte ich es mir nicht, aber das Wort unmöglich hatte ich aus meinem Leben gestrichen.

Damals war Mandra Korab in das Rad hineingepreßt worden. Ich bestieg es freiwillig, und mein Körper würde ein großes X bilden, wenn ich die Position eingenommen hatte.

In greifbarer Nähe hielt ich an. Dann hob ich das rechte Bein, stemmte den Fuß auf den untersten Rand des Kreises und hielt mich rechts und links am Ring fest, der kalt wie Metall war. Demnach bestand er nicht aus Holz.

Dann stieg ich hinein.

Ich reckte meine Arme und war groß genug, um Halt zu finden.

Hinausfallen konnte ich nicht, denn an den Dreiecken stützte ich mich ab. Ich hatte mich noch gedreht, so daß ich die Stütze in meinem Rücken spürte. Nun konnte ich auf den Roten Ryan schauen, der ziemliche zufrieden aussah.

Das Rad selbst war an einem breiten Stamm befestigt worden, der tief im Boden steckte.

»Zufrieden?« fragte ich. Meine Stimme hatte leicht krächzend geklungen. Ich war nicht gerade die Ruhe selbst.

»Ja, sehr.«

»Und die Schatten?«

»Sie kommen.«

»Hast du sie gesehen?« fragte ich.

Er nickte. »Sie beobachten uns. Sie wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen.«

»Aber sie werden mich angreifen, denke ich, um mich ebenfalls verschwinden zu lassen.«

»Ja, das schon.«

»Dann wäre alles umsonst?«

»Das hoffe ich nicht. Ich bin auch noch da. Sie, die Schatten, sind keine Menschen, John. Sie sind Reste, und das Rad der Zeit wird auf sie anders reagieren als auf dich. Davon bin ich überzeugt. Aber es kommt, das gebe ich auch gern zu, in diesem Fall auf eine bestimmte Sekunde an, und damit auf mich.«

»Danke.« Mein Grinsen fiel unsicher aus. »Dann liegt mein Schicksal in deiner Hand.«

»So kannst du es sehen.«

Ich schwieg. Meine Haltung war nicht eben die beste. Ich spürte das Ziehen in den Armen ebenso wie das Zittern in den Oberschenkeln meiner gespreizten Beine. Der Schweiß lag auf meinem Gesicht und dem Körper wie eine Creme.

Vor mir bewegte sich der Rote Ryan. Er wartete auf die Schatten und suchte sie auch gleichzeitig. Dabei stand er sehr dicht am Rad, um es

so rasch wie möglich anfassen zu können.
»Sie sind da, John!«
»Wo?«
»Rechts und links. Du kannst sie nicht sehen, aber sie haben sich sehr deutlich gezeigt. Sie kommen jetzt von zwei Seiten auf dich zu. Sie werden dich holen wollen. Drück uns die Daumen.«
»Wie irdisch zu sprichst.«
»Man lernt hinzu.«
Ich grinste verbissen, als ich meinen Kopf ein wenig nach rechts drehte und tatsächlich zwei dieser Schatten erkannte. Mit ihren dunklen Hüten wirkten sie beinahe lächerüch, aber das waren sie auf keinen Fall.
Ebensowenig wie die beiden Schatten an der linken Seite, die leicht über den lavaähnlichen Boden glitten und immer näher kamen. Um den Roten Ryan kümmerten sie sich nicht. Der reagierte und hob sehr langsam seinen rechten Arm an.
Ich war schon beruhigt, als ich sah, daß seine Finger den Rand des Rads umspannten.
Von meinem Kreuz spürte ich nichts, obwohl die Zeichen auf ihm mit den anderen identisch waren. Da fehlte einfach das Verbindungsglied zwischen ihnen.
»Sie sind da«, hauchte mein Freund.
»Gut!« würgte ich hervor.
Dann spürte ich sie. Etwas streifte mich. Vor meinen Augen verdunkelte sich für einen Moment der Blick. Ich sollte eine Beute der Schatten werden und für immer verschwinden.
Ryan! dachte ich, wenn du mich jetzt im Stich läßt, dann…
Der Ruck.
Ich bekam ihn mit, kippte plötzlich nach links und wußte, daß sich das Rad der Zeit drehte…

***

Jane konnte genau erkennen, wo sie getroffen hatte. Beide Kugeln waren in den widerlichen Körper des Kobolds hineingejagt, und hatten zwei Löcher gerissen. Sie lagen nicht weit voneinander entfernt, aber dann geschah etwas, was Jane erstaunte und sie nicht begreifen konnte.
Die Kugellöcher leuchteten auf. In ihnen tanzte plötzlich ein grünes Licht, als wäre jemand dabei, von der Rückseite mit einer Taschenlampe gegen den Körper zu leuchten.
Der Kobold stürzte zu Boden. Die Aufschlagwucht der Geschosse hatte dafür gesorgt. Jane konnte es noch immer nicht begreifen, daß diese Gestalt tatsächlich Guywano sein sollte. Wie konnte er sich nur so widerlich und häßlich machen.

Und er lachte.
Ja, er lag auf dem Boden, lachte Jane aus, denn die beiden Treffer hatten ihn nicht getötet. Die Kugeln mußten durch den Balg hindurchgefahren sein, steckten irgendwo deformiert im Boden, und der Kobold stand wieder auf.
Es ging blitzschnell.
Er riß dabei die Arme hoch. Das Maul stand offen. Im Rachen produzierte er die Worte, die für Jane nur schwer zu verstehen waren.
»Ich bin Guywano, ich bin der Mächtige, ich bin der Herrscher, ich kann mehr als alle anderen.«
In diesem Augenblick stieß jemand die Haustür auf.
Jane schaute hin.
»Nein!« rief sie, denn sie konnte nicht glauben, wer ihr da zu Hilfe gekommen war.
Geirrt hatte sie sich nicht. Es war tatsächlich Suko, der mit schlagbereiter Dämonenpeitsche auf der Schwelle stand…

***

Kugeln aus der Beretta brachten nichts. Das hatte Suko gewußt, und deshalb wollte er die Dämonenpeitsche einsetzen. Er dankte auch seinem Glück oder dem Schicksal, daß die Tür nicht abgeschlossen gewesen war, so hatte er das Haus betreten können und mit einem Blick erfaßt, was hier geschehen war.
Er sah die nackte Muriel Shannon auf dem Boden liegen. Noch vor ihr stand Jane. Sie hatte auch geschossen, denn sie hielt die Beretta noch in der Hand.
Und er sah den Kobold.
Jane hatte mitbekommen, daß Suko den Kopf in dessen Richtung drehte. »Es ist Guywano!« rief sie schrill. »Es ist der verdammte Druidenfürst. Er hat nur eine andere Gestalt angenommen.«
»Ich weiß«, erwiderte Suko. »Wir beide kennen uns schon.« Er blieb nicht mehr auf seinem Platz, sondern ging auf den Kobold zu.
Der wich zurück.
Bestimmt nicht aus Furcht, aber das Erscheinen des Menschen hatte ihn schon überrascht, und der plötzliche Anfall von Haß, der über ihn gekommen war, ließ seine Augen wie ein kaltes Laternenlicht leuchten.
Suko wußte, daß er schnell sein mußte, wenn er den Kobold vernichten oder zumindest verletzen wollte. Er bewegte sich auf ihn zu, die Peitsche zum Schlag erhoben, aber er hatte nicht mit der brutalen Kraft des Druidenfürsten gerechnet.
Wie ein Irrwisch sprang der Kobold in die Höhe. Es sah so aus, als wollte er in der Luft schweben bleiben. So etwas Ähnliches passierte auch, nur daß er sich in diesem kurzen Moment blitzartig

verwandelte. Der Kobold explodierte. Für die Zuschauer sah es aus, als würde er auseinandergerissen. Vor Sukos Augen tanzte eine dicke, grüne, mit zuckendem Licht erfüllte Wolke. Er hatte kein Ziel mehr, konnte die Peitsche vergessen. Aus der Wolke hervor schälte sich eine Gestalt mit weißen, dünnen Flatterhaaren, einem uralten, baumrindenartigen Gesicht, bösen Augen, wobei der Körper selbst von einer hellen Kutte verdeckt war, die wie eine Fahne wehte.

Das war der echte Guywano!

Er lachte schallend auf, und er jagte plötzlich gegen die Decke des niedrigen Raumes, durchbrach sie, um dann in das Dach hineinzustoßen und zu verschwinden.

Guywano war kein Geist gewesen. Er hatte einen festen Körper besessen, ausgestattet mit einer ungewöhnlichen Kraft, nur deshalb hatte er Decke und Dach durchstoßen können.

Suko mußte zur Seite springen. Er riß Jane gleich mit, damit sie von den fallenden Trümmern nicht getroffen wurde. Muriel hatte die Gunst der Minute genutzt und sich in Sicherheit gebracht. Sie hatte ihre Kleidung mitgenommen und war über den Boden gekrochen. In einer Ecke hockte sie, weinte, zitterte und zog sich wieder an.

Suko und Jane hatten Schutz an der Wand gesucht. Es regnete Holz, Lehm und Steine in den Raum. Balken splitterten und schlugen auf dem Boden auf. Ziegel und Lehm prasselten wie ein schwerer Regen in das Zimmer, aber das war relativ schnell vorbei.

Zurück blieben zwei Löcher. Eines in der Decke und das andere im Dach des Hauses.

Jane stieß Suko an. »Das war Rettung in letzter Sekunde. Ich hätte das nicht durchgestanden.«

Er schaute sie an und sah, was mit ihr los war. »Dir geht es nicht gut.«

»Richtig, der Kobold hat mich niedergeschlagen. Dort drüben, wo Mrs. Kilrain im Bett liegt.«

»Wer ist das?«

»Ihr gehört das Haus.«

»Und was war mit Muriel?«

»Der Kobold wollte sie vergewaltigen. Er hat ihr die Kleider vom Leib gerissen wie ein Irrer. Ein Wunder, daß sie nicht verletzt wurde.«

»Ja, zum Glück«, sagte Suko. Er löste sich von der Wand, weil er den Schaden betrachten wollte. Auch Jane blieb nicht länger stehen. Sie ging zu Muriel Shannon, um ihr den nötigen Trost zu spenden.

Zufrieden konnte keiner von ihnen sein. Suko und auch Jane war schon klar, daß jemand wie Guywano nicht aufgeben würde. Er machte weiter, und er verfügte über genügend Helfer, denn diese Welt wurde einzig und allein von ihm regiert.

Sehr bald wurde Suko klar, daß sie in der Klemme steckten. Durch

die beiden Löcher konnte er in den Himmel schauen, aber er sah auch den dichten Schatten, der über die Lücken hinwegsegelte, und preßte die Lippen zusammen.

Guywano griff nicht selbst an. Er hatte einen seiner verdammten Flugdrachen geschickt, und der war leider nicht allein, wie Suko wußte.

Ohne Jane über seine Entdeckung zu informieren, begab er sich zum Fenster und schaute hinaus.

Der Ausschnitt war nur sehr klein und gestattete keinen großen Überblick. Ihm fiel es schwer, überhaupt den Himmel zu erkennen, aber die Umgebung vor dem Haus war nicht leer.

Dort hockten die Drachen mit den langen Schnäbeln und beobachteten das Haus.

Zwei waren es, und sie kriegten Verstärkung, denn aus der Luft näherte sich ein dritter und landete dicht neben ihnen.

Das sah nicht gut aus.

Suko drehte sich vom Fenster weg, um nach den Frauen zu schauen.

Jane und Muriel standen nebeneinander und flüsterten. Sie hörten erst auf, als Suko neben ihnen stand.

»Wenn ich dein Gesicht sehe«, sagte Jane, »kann ich mir ausrechnen, daß es noch nicht vorbei ist.«

»Ja, das stimmt.«

»Was hast du gesehen?«

Mit dem Daumen deutete Suko über seine rechte Schulter. »Guywano habe ich nicht gesehen, aber es gibt andere, die auf uns lauern und darauf warten, daß wir das Haus verlassen.«

»Die Flugmonster?«

»Richtig, Jane.«

»Verdammt, das habe ich mir gedacht.« Sie ballte die rechte Hand zur Faust. »Aber die vier Schatten hast du nicht sehen können.«

»Nein.«

»Komisch«, murmelte die Detektivin. »Ob sie denn noch hier in der Nähe sind?«

»Das kann ich dir nicht sagen, Jane. Ist auch möglich, daß wir nicht so wichtig für sie sind.«

»Warum hast du das wir so betont?«

»Weil ich an John denke. Er ist der einzige, von dem wir nicht wissen, wo er steckt. Ich kann mir vorstellen, daß sich die Schatten um ihn kümmern.«

»Was böse enden kann«, murmelte Jane.

Der Inspektor hob nur die Schultern. Im Prinzip gab er ihr recht. Keiner von ihnen wußte, wie es an einer anderen Stelle überhaupt weiterging.

Es hatte auch keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen. Ihr

eigenes Schicksal hatte jetzt Vorrang. Sie mußten es irgendwie schaffen, es selbst in die Hand zu nehmen.

Für eine Weile herrschte Schweigen. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Im Haus war es nicht völlig still. Noch immer fielen kleine Reste von den Rändern der Löcher. Lehmklumpen, fingergroße Steine, aber keine Pfannen und Balken mehr.

Auch Muriel meldete sich und sagte leise: »Dann haben wir so gut wie keine Chance mehr - oder?«

Als Suko in ihre Augen schaute, konnte er ihr einfach nicht die Wahrheit sagen. Er verklausulierte sie. »Chancen gibt es immer, solange man noch lebt. Wir werden die Flinte nicht ins Korn werfen und uns wehren.«

Er wandte sich an Jane. »Behalte du mal die Löcher im Auge. Ich will sehen, was draußen los ist.«

»Du willst raus?«

»Ja!«

Die Detektivin protestierte nicht. Sie kannte Suko. Wenn er sich einmal entschlossen hatte, ließ er sich von seinem Plan nicht abbringen. Da war er wie sein Freund John Sinclair.

Suko schaute erst durch die beiden kleinen Fenster. Viel hatte sich draußen nicht getan. Nach wie vor hockten die drei Drachenvögel auf dem sattgrünen Rasen. Sie wirkten dort wie schuppige und bräunliche Denkmale. Nicht mal ein Zittern rann durch ihre Gestalten, und auch die Flügel bewegten sich nicht.

Sie würden sich anders verhalten, wenn Suko das Haus verließ. Bevor er die Türe aufzog, holte er seine Dämonenpeitsche aus dem Gürtel.

Ausgefahren waren die drei Riemen schon.

Dann ging er nach draußen.

Die warme Luft schien noch schwüler geworden zu sein. Sie legte sich beklemmend auf seine Lungen. Die Drachen rührten sich nicht. Ihre kalten Glotzaugen waren nur auf das Haus gerichtet, und das reichte ihnen zunächst.

Suko war eine halbe Schrittlänge von der Tür entfernt stehengeblieben.

Träge sah er den beiden anderen Flugdrachen nach, die dicht über den Hausdächern flogen. Keiner war besetzt, und auch von Guywano entdeckte er nichts. Sicherlich lauerte der Druidenfürst im Hintergrund.

Möglicherweise erschien er auch in einer anderen Gestalt, denn bei ihm konnte man nie wissen. Es war Suko auch neu, daß er es schaffte, sich zu verwandeln. Das hatte er bisher noch nicht erlebt.

Als Kobold würde er dabei kaum erscheinen. »Suko!«

Janes Ruf alarmierte ihn. Er fuhr herum und hörte zugleich im Haus einen harten Aufprall.

Mit einem Sprung hatte er das Zimmer erreicht.

Ein Schuß fiel.

Jane Collins stand noch immer am selben Platz. Mit ihrem Körper deckte sie Muriel Shannon, und sie hatte auf einen Flugdrachen gefeuert, der durch die beiden Löcher in das Haus hineingefallen war. Die geweihte Silberkugel hatte den Körper getroffen und auch ein kleines Loch hineingeschlagen, aber sie konnte das Wesen nicht stoppen, das seine Schwingen ausbreitete und den Schnabel nach vorn gestreckt hielt, um die Frauen damit aufzuspießen.

Suko kam von der Seite. Bevor sich die Kreatur noch richtig bewegen konnte, hatte er bereits mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen. Sie war auch in dieser Welt die richtige Waffe, denn die drei Riemen rissen tiefe Furchen in den Körper, die zu langen Wunden geworden waren, aus denen allerdings kein Blut quoll.

Das Tier warf sich auf den Rücken. Es schlug mit den gekrümmten Schwingen um sich, der Schnabel öffnete und schloß sich wie unter Krämpfen.

Einige Stücke aus dem Körper fielen ab, als hätte man sie einfach zerhackt. Stinkender Rauch wehte aus den Lücken, und wenig später hörte auch das Zucken auf.

Der Flugdrache zerfiel mit knisternden Lauten zu Staub, Knochen und Schuppen.

»Einer weniger«, sagte Suko.

Jane konnte nicht einmal lächeln. »Und mit wie vielen müssen wir uns noch auseinandersetzen?«

»Keine Ahnung. Wenige werden es nicht sein. Typen wie Guywano sorgen schon für genügend Nachschub.«

»Das kann uns nicht beruhigen.«

»Weiß ich.« Suko schaute gegen die Dachlöcher. Darüber sah er nur den Aibon-Himmel, aber nicht den Schatten eines Flugdrachen, der über die Öffnung wehte.

Muriel meldete sich. »An diesen Guywano kommen wir wohl nicht heran - oder?«

»Leider nicht. Der ist raffinierter. Ihm gehört diese Welt. Er kennt sich aus.« Suko runzelte die Stirn. »Aber eigentlich gehört sie ihm nicht, doch durch die verdammten Schatten muß er es verstanden haben, sie in seinen Besitz zu bringen. Das ist nicht gut. Sie haben ihn stark gemacht, und auch der Rote Ryan konnte es nicht verhindern. Ich schätze, wir müssen uns damit abfinden, noch etwas länger hier an dieser ungastlichen Stätte zu bleiben.«

»Ohne Hilfe von außen?«

»Es deutet alles darauf hin, Muriel, leider. Wir sind auf uns allein

gestellt.«

Die Irin senkte den Kopf. Die Antwort hatte sie noch mehr bedrückt. An der Wand stützte sie sich ab und sagte mit leiser Stimme: »Dann werden wir wohl hier begraben werden, denke ich.«

»Soweit möchte ich nicht gehen«, erklärte Suko und drehte sich um, weil er fremde Geräusche gehört hatte. Die Tür war hinter ihm nicht wieder zugefallen, so daß er sehen konnte, wie sich draußen etwas verändert hatte.

Die Drachen lauerten noch, und sie hatten Verstärkung bekommen. Für Suko waren die Gestalten nicht neu, die sich da heranschoben. Er hatte eine von ihnen schon auf dem Rücken einer Kreatur sitzen sehen. Jetzt kamen sie zu Fuß. Geschöpfe, die braune Kutten trugen und darunter aussahen wie aus Lehm geformt. In den Händen hielten sie die Lanzen, deren Spitzen grün leuchteten.

»Achtung, Deckung!«

Muriel hätte nicht so schnell reagiert. Aber da war noch Jane, die ihre Freundin packte und zu Boden zerrte.

Die erste Gestalt war bereits an der Tür. Sie hielt die Lanze fest und holte aus.

Diesmal schoß Suko.

Die Kugel rammte in die braune Masse hinein. Sie stieß die Gestalt genau in der Sekunde zurück, als sie die Lanze hatte werfen wollen. Sie löste sich noch aus ihrer Hand, aber sie jagte in die Höhe und zufällig durch die beiden Löcher in den Himmel.

Der zweite rannte auf Suko zu. Er wollte ihn mit seiner Waffe aufspießen und im Aibon-Feuer verbrennen.

Mit dem Fuß trat Suko gegen einen Stuhl und wuchtete ihn in den Lauf der Gestalt hinein.

Sie reagierte menschlich, stolperte und fiel nach vorn. Die Lanze wies nach unten, rammte in den Boden hinein und Suko schlug mit der Peitsche gegen den Rücken.

Das Wesen sackte zusammen. Nicht nur das. Auf dem Weg nach unten zerfiel es in zwei Hälften. Die obere drehte sich noch auf den Rücken, und aus den Augen sprühte plötzlich grünes Licht, wie von Wunderkerzen abgegeben.

Suko wollte sich um den ersten kümmern, in dessen Körper die Silberkugel steckte, als urplötzlich der Boden des Zimmers aufbrach und eine Fontäne an Dreck und Steinen in die Höhe schleuderte. Keiner hatte damit gerechnet, und es blieben ihnen nur wenige Sekunden, um Deckung zu finden.

Für eine Flucht war es zu spät. Es gab nur die Möglichkeit für sie, sich auf den Boden zu werfen und darauf zu hoffen, von den herabfallenden Massen nicht zu stark erwischt zu werden.

Jane hatte ihre Freundin mitgerissen, obwohl sie mit sich selbst

Schwierigkeiten genug hatte. In gewissen Situationen war sie eben trainierter.

Mit den Armen schützten sie ihre Köpfe.

Steine prasselten wieder zu Boden. Auch die beiden Frauen und Suko wurden erwischt. Ein Großteil des Drecks begrub sie. Steine erwischten sie ebenfalls, aber sie waren nicht so groß, als daß sie einen tödlichen Schaden hätten anrichten können.

Nach wenigen Sekunden war es vorbei. Eine kurze Zeit nur, die den dreien jedoch lang vorgekommen war.

Als erster wühlte sich Suko aus dem Dreckhaufen hervor. Neben ihm bewegten sich Jane und Muriel, die stark husten mußte. Jane Collins keuchte ebenfalls. Suko wußte, daß die Erde sich nicht umsonst geöffnet hatte, und als er seine verklebten Augen öffnete, da war ihm klar, daß sie verloren hatten.

Der Druidenfürst Guywano stand vor ihnen in seiner gewaltigen Größe und war bereit, sie zu töten…

***

Ich hing auf dem Rad der Zeit fest! Der Rote Ryan hatte es nach links gedreht. Es würde mich in die Vergangenheit führen. Das heißt, ich selbst blieb in meiner Zeit, aber ich würde sehen können, was sich in der Vergangenheit ereignet hatte.

Aber noch sah ich nichts.

Zwar hielt ich die Augen wie unter einem Krampf geöffnet, doch vor ihnen hatte sich eine dünne Mauer aufgebaut, die keinen Blick zuließ.

Das Rad drehte sich.

Ich bekam es nicht einmal mit. Gedanklich konzentrierte ich mich auf andere Dinge und auf die Schatten, die ebenfalls auf den Gegenstand aufgesprungen waren.

Packten sie mich? Schafften sie es trotz allem?

Die Mauer lichtete sich. Plötzlich konnte ich sehen. Einfach alles, klar und deutlich. Die Bilder aus der Vergangenheit waren in meinen Kopf gedrungen. Sie setzten sich zu einzelnen Szenen zusammen. Wie ein Film.

Schüsse fielen. Menschen starben unter den Kugeln. Sirenen von Krankenwagen. Blaulicht. Panzer - ein verfluchter Krieg, der in Nordirland tobte.

Durch eine Ruine hetzten vier Männer. Sie waren mit Gewehren und Granaten bewaffnet, trugen Hüte auf den Köpfen - die Tarling-Brüder. Sie hatten für das Chaos, den Tod und auch die Tränen gesorgt. Und sie würden weitermachen, weiter töten, aber jetzt befanden sie sich auf der Flucht vor ihren Häschern.

Das Rad drehte sich weiter.

Eine andere Szene erschien.

Keine Tarlings mehr. Dafür ein leeres Land mit wenigen Menschen. Über die schmalen Straßen fuhren keine Autos, dafür Fuhrwerke, die von Pferden gezogen wurden.
Ein dichter Wald erschien wie ein dunkles Monstrum. Bäume bildeten natürliche Wälle. Im Wald bewegte sich etwas. Tiere hetzten hervor. Ich sah plötzlich Rauch und dann das Feuer. Ein gewaltiger Brand tobte in dieser Umgebung.
Zugleich umklammerte mich etwas. Kalte Hände oder Arme. Sie blieben nicht auf meinen Körper beschränkt, sondern fuhren auch über mein Gesicht hinweg.
Ich wußte, daß es die Schatten waren. Noch hatte ich nicht gewonnen.
Durch ihre Umklammerung erlebte ich die Gegenwart, sah aber die Vergangenheit. Da sich zwei Zeiten praktisch übereinander schichteten, war es den Schatten nicht gelungen, mich auszulösen. Diese Gesetze konnten sie nicht übertreten, denn ich befand mich in einem Knotenpunkt der Zeiten.
Wann endlich war ich sie los?
Das Feuer tobte weiter, aber es verschwand, und das nächste Bild erschien.
Soldaten marschierten auf. Gewehre mit Bajonetten. Kanonen wurden von Pferdegespannen gezogen. Es herrschte Krieg in Irland oder wo auch immer. Wieder brannten Dörfer, wieder starben Menschen, wieder floß Blut.
Weiter drehte sich das Rad - und…
Nein, ich sah nichts mehr.
Plötzlich war alles anders. Mich umfing eine tiefe Dunkelheit, und ich bekam Zeit, mich wieder auf meinen eigenen Körper zu konzentrieren, der von der Kälte verlassen worden war.
Keine Schatten mehr?
Hatte das Rad der Zeit sie weggeschleudert, weil sie keine normalen Menschen waren und damit nicht würdig, es auch weiterhin zu benutzen? Ich konnte mir nur selbst die Daumen drücken und wunderte mich weiterhin darüber, wie klar sich meine Gedanken bewegten, was mich zum Optimisten machte.
Die Augen hielt ich trotzdem geschlossen. Es war irgendwo auch automatisch geschehen, denn ich hatte ja auf eine ungewöhnliche Art und Weise sehen können.
Aber das Rad stand still. Ein Irrtum?
Nein, ich hatte recht. Es bewegte sich nicht. Und so überwand ich mich selbst und öffnete die Augen.
»Ich dachte schon, du wärst eingeschlafen«, sagte der Rote Ryan zu mir und lachte.
Eine Weile dauerte es schon, bis ich mich wieder zurechtfand und die

Augen öffnete. Obwohl mein Freund aus Aibon vor mir stand, kam er mir so weit entfernt vor. Die Augen hatten sich noch nicht an die neuen Gegebenheiten gewöhnt. Aber Ryan streckte mir seine Hand entgegen, um mir vom Rad zu helfen, an dem ich mich noch immer verkrampft festklammerte.

Für das Gegenteil sorgte Ryan. Er zog mich an sich. Bevor ich ihm zu schwer werden konnte, stellte er mich wie eine Puppe auf dem Boden ab. Beinahe wäre ich noch in die Knie gesackt, so schwach fühlte ich mich.

»Nun?«

»Ich weiß nichts Genaues«, flüsterte ich. »Dabei habe ich viel gesehen, aber…«

»Keinen Einwand, John. Die Schatten sind fort.«

Der Stein, der mir vom Herzen fiel, war verdammt groß. Ich konnte zunächst nicht sprechen, sondern stützte mich auf der Schulter meines Freundes ab. »Meine Güte, was habe ich dir nicht alles zu verdanken. Das kann ich nicht wieder gutmachen.«

»Unsinn! Wir beide sind doch Guywanos Feinde. Und wir beide haben dabei geholfen, die Schatten zu vernichten. So wird er wieder in seine Welt zurückgedrängt werden.«

Ich hatte die Worte gehört, und sie wollten mir nicht mehr aus dem Kopf.

»Moment mal«, sagte ich. »Was hast du da gemeint? Er ist in seine Welt zurückgedrängt worden?«

»Ja.«

»Also hier?«

»Richtig. Du fragst so seltsam. Was hat das für einen Grund?«

»Es gibt einen«, gab ich leise zurück, »und ich glaube, daß es sogar eine große Chance ist. Wenn wir sie nicht nutzen, vorausgesetzt es klappt alles, dann…«

»Sprich nicht in Rätseln, John. Die Schatten sind wir los. Das Rad wollte die von einer bösen Magie angetriebenen Seelen nicht. Sie sind in der Vergangenheit verschollen. Sie werden sich irgendwann auflösen, denn auch Guywano kann ihnen nicht helfen.«

»Ja, das ist mir klar, Ryan. Aber mir geht es nicht um ihn und auch nicht um die Schatten. Ich habe an etwas ganz anderes gedacht, und ich hoffe, daß du es schaffst.«

»Ich?« Er lachte mich an. »Himmel, was verlangst du noch alles, John?«

»Nicht viel, vielleicht auch zuviel. Ich weiß es nicht. Aber das wird sich herausstellen.« Mit einer Hand strich ich über die Außenseite des Rads.

»Es gefällt mir nicht, daß es hier in Guywanos Welt steht. Es muß woanders hin…«

»Aha - und wohin?«
»Auf die andere Seite, Ryan. Zu dir. In den Teil des Landes, der tatsächlich das Paradies ist…«

***

Das ist der Tod! Das ist das Ende. Diesmal hat Guywano gewonnen. Zumindest dachten Jane und Muriel so, während Suko versuchte, seine Peitsche anzuheben, die er nicht losgelassen hatte. Guywano trug einen ungewöhnlichen Stab in der rechten Hand, der aussah wie ein überlanger, alter Knochen. Es war eine Waffe, er würde sie einsetzen, und es zuckte in seinem Gesicht, wobei die Augen in einem knalligen Grün leuchteten. Für Suko war es der Beweis, daß er zum Ende kommen wollte.
Das trat nicht ein, denn plötzlich passierte etwas, mit dem sie drei nicht zurechtkamen.
Wie aus heiterem Himmel wurde Guywano von einer wilden und sehr starken Kraft erwischt, die ihn hoch gegen die Decke schleuderte, wo er dann wie ein Schatten durch die beiden Löcher verschwand und nicht mehr gesehen wurde.
Aber das war nicht alles.
Auch seine Helfer erreichte die Kraft. Alles Böse und andere in ihrer Umgebung löste sich wie von selbst auf, und die drei Menschen schauten sich gegenseitig an, ohne etwas begreifen zu können.
Es hatte ihnen die Sprache verschlagen. Sie konnten sich auch nicht bewegen, denn sie merkten, daß auch sie nicht verschont blieben. Alles, sie eingeschlossen, wurde aus dem Gefüge dieses anderen Landes gerissen. Weg aus dieser Dimension.
Jane geriet ins Taumeln und fiel gegen Suko, der sie auffing. Beide hörten Muriel beten, und im nächsten Moment fegte mit einem Sturmwind eine dichte Dunkelheit heran.
In sie tauchten die drei Menschen hinein, als befänden sie sich auf dem Weg zur Hölle.
Nein, die Hölle sah nicht so aus wie die Umgebung, die sie wenig später erlebten. Es war Jane, die zuerst aus dem Fenster schaute und vor Freude aufschrie.
»Himmel, das ist die kleine Kirche. Da ist der Friedhof.« Sie fing an zu lachen und auch zu weinen. »Wir sind wieder da! Wir sind wieder in Beragh und zurück in unserer Zeit.« Jane mußte einfach aus dem Haus, aber sie wollte nicht allein gehen, sondern zerrte Muriel mit sich, die noch nicht begriffen hatte, welcher Gefahr sie entkommen waren.
»Zurück in der Gegenwart sind wir!« rief Jane immer wieder. Sie tanzte auf der Straße, sie lachte und schlug mit den Armen um sich.
Auch Suko freute sich. Allerdings stiller, denn er dachte darüber

nach, wie eine derartige Rettung überhaupt möglich gewesen war. Einige Theorien baute er sich schon auf, und an einer blieb er hängen, obwohl er keinen Beweis hatte.

Es konnte sein, daß es gelungen war, die Schatten, die letztendlich alles beherrscht hatten, zu vernichten.

Dann verließ auch er das Haus.

***

»Das meinst du ernst?«

Ich nickte. »Ja, Ryan. Es besteht die Chance. Schaffst du es, Guywano das Rad der Zeit zu stehlen?«

»Darüber habe ich noch nie nachgedacht.«

»Das brauchst du auch jetzt nicht.« Ich legte ihm eine Hand auf den Rücken und drückte ihn auf den Gegenstand zu. »Wir beide werden hineinsteigen, und diesmal wird es nicht gedreht. Versuche nur, uns zusammen mit dem Rad der Zeit in deinen Teil Aibons zu bringen. Da ist es am besten aufgehoben.«

Der Rote Ryan sah aus wie jemand, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte. Noch etwas verunsichert, ließ er sich trotzdem nach vorn schieben.

Ich war ungeduldig, denn ich konnte mir vorstellen, daß Guywano irgendwann hier in der Nähe erschien. Wenn das passierte, konnte ich den Plan vergessen.

»Steig hoch. Es ist groß genug, um uns beiden Platz zu bieten. Tu uns den Gefallen.«

»Versuchen können wir es ja!«

»Das meine ich auch.«

Ryan kletterte wie zuvor er in das Rad hinein und drückte sich gegen die rechte Seite. Ich hatte mir die andere vorgenommen, schaute, als ich schon den Fuß auf das Metall gestellt hatte, noch einmal in die Runde, denn Guywano ging mir nicht aus dem Sinn. Er hatte doch sonst einen Riecher, wenn irgend etwas in seinem Reich passierte.

Heute nicht.

Wir hatten bisher wahnsinniges Glück gehabt, doch das stand uns auch irgendwie zu.

Ich kletterte in das Rad und konnte seitlich an den Zeichen vorbeischauen.

Der Rote Ryan hielt bereits seine Flöte an den Lippen. Jetzt kam es darauf an. Würde seine Kraft ausreichen, um uns beide und das Rad der Zeit in seine Welt des Landes Aibon zu schaffen?

Ich hörte die ersten Töne und schloß die Augen. Im Rücken hielt mich der Druck des Metalls, der allerdings bald verschwand, als der Rote Ryan sein Spiel verstärkte.

Es war wie bei der magischen Hinreise. Um mich herum verschwand

die Welt. Alles löste sich auf, und ich schwebte in einem nicht erklärbaren Raum, obwohl ich stand.

Abermals verlor sich bei mir der Begriff für Zeit. Ich schwebte irgendwo, hielt die Augen jetzt offen, ohne etwas sehen zu können. Aber ich hörte die Klänge der Flöte, obwohl sie leiser und von der Stimme des Rote Ryan abgelöst wurde.

»Es klappt, John, du hattest recht.« Er jubelte. »Aber ich verliere dich. Ich nehme das Rad mit. Es gehört jetzt in meine Welt. Ich spüre es. Aber dich verliere ich. Der Sog ist zu stark, zu stark…«

Es war das letzte, was ich von meinem Aibon-Freund hörte. Für eine gewisse Weile blieb es noch finster um mich herum, dann aber änderten sich die Äußerlichkeiten.

Ein sehr kalter Windstoß erwischte mich. Und der stammte nicht aus einer anderen Dimension, er war normal, wenn auch nicht gerade für diese Jahreszeit.

Vor mir hellte sich alles auf. Ich stand auf festem Boden. Ich konnte sehen, und ich schaute in eine Straße hinein, die zu einem Ort namens Beragh gehörte.

Häuser, Straßen, die Kirche oben am Friedhof, und eine lachende und tanzende Frau auf der Straße.

Jane Collins!

***

Es versteht sich, daß wir uns wenig später in den Armen lagen und uns viel zu erzählen hatten. Für uns aber zählte zunächst nur, daß dieser Ort mit all seinen Bewohnern die magische Reise tatsächlich unbeschadet überstand.

Das heißt, nicht ganz.

Muriels Haus war halb zerstört und das der Witwe Kilrain ebenfalls.

Ansonsten war alles klar, selbst die Autos waren wieder zurück in die Gegenwart gebracht worden.

»Und wieso ist das alles geschehen?« fragte Jane zum viertenmal mit lauter Stimme.

»Ganz einfach«, erwiderte ich, »durch das Rad der Zeit.«

»Klar«, sagte sie nickend. »Durch das Rad der - hä? Moment mal. Was hast du da…?«

Ich hob die Schultern. »Es war in der glücklichen Lage, die Schatten tief in die Vergangenheit zurückzutreiben. Was dort mit ihnen geschieht, weiß ich nicht. Da sie keinen Kontakt zu Guywano haben, werden sie wohl bis zum Ende der Zeiten in den ewigen Kreislauf hineingeraten. So stelle ich mir das vor. Das Rad der Zeit hat die Schatten vernichtet, Jane, nicht ich. Ich war nur Mittel zum Zweck.«

»Aber zu einem guten.«

»Das streite ich nicht ab.«

»Und wer hat dir sonst noch geholfen?« wollte Suko wissen. »Unser Freund etwa…?«

»Ja, der Rote Ryan. Wäre er nicht gewesen, Suko, hätte es verdammt bitter für uns ausgesehen. Nur durch ihn haben wir es packen können, und es ist uns noch ein weiterer Sieg gelungen. Das Rad der Zeit befindet sich jetzt in Aibon.«

»Wieso? Dort hat es sich doch immer befunden.«

Ich lächelte. »Schon. Aber nicht in dem Teil, den wir als Land der Märchen und Legenden ansehen. Guywano hat es verloren, und der Rote Ryan hat es gewonnen. So einfach ist das.«

»War es das denn auch?« fragte Jane.

»Im nachhinein schon. Ansonsten brauche ich jetzt einen anständigen irischen Whiskey.«

»Richtig«, erklärte Jane, »und beim Trinken werde ich dir helfen…«

ENDE des Zweiteilers